



Berlin, den 19. Juli 1902.

Adolf Schmidt.

En Venedig, mitten in dem engen Gäßchengewirr zwischen dem Rialto und dem Campanile, der nun in Trümmern liegt, starb 1729, sechs Tage nach den 3ten des März, der Schotte John Law. Er starb, noch nicht sechzigjährig, als ein armer, einsamer Mann und hatte ein paar Jahre vorher doch Welten in Bewegung gesetzt und Riesenziffern ins Traumbuch der Menschheit geschrieben. Bis zum leyten Wank hielt ihn die Hoffnung. Wie Ibsens Borkman, glaubte auch dieser John, der nächste Morgen werde, müsse ihn in den Glanz eines großen Lebens zurückerufen. Nicht in ein Prasserleben, dessen Durst die theuersten Weiber und Weine stillen, nein: in die Schöpferarbeit eines durch ungemeine Willenskraft und durch die Gabe, neue Entwicklungsmöglichkeiten früh wittern zu können, zur Herrschaft über schwächere Menschen Prädestinirten. Der Sohn des edinburger Goldschmiedes und Bankiers hatte sich das Ziel nicht niedrig gewählt. Als Jüngling war er, in London, Amsterdam, Genua, Venedig, ein Spieler und Schwelger gewesen, hatte allerlei Händel gesucht und gefunden und sogar, als er wegen einer Weibergeschichte einen Gentleman im Duell getödet hatte, im Gefängniß gefessen. Dann aber wurde er ernst. Wirtschaftsprobleme, die uns noch heute zu schaffen machen, waren ihm aufgetaucht, seit er Pattersons Bankgründung in der Nähe sah. Getreideflös, Einschränkung des Pauperismus durch öffentliche, vom Staat vergebene Arbeiten, Handelskammern, verbesserter Minenbetrieb, Herabsetzung des Zinsfußes, Förderung des Exporthandels und Meliorationen des Ackerbaues: das Alles schwebte ihm in deutlichen Umrissen vor und der Instinkt wies ihm den Weg, den zwölf

Zahrzehnte später die greisende Phantasie unseres Faustdichters gehen sollte. Da der Waarenwerth des als Geld umlaufenden Silbers sich durch einen wechselnden Zuschlag erhöhte und so schädliche Schwankungen des Geldpreises entstanden: warum sollte man künftig nicht mit Kreditgeld zahlen, mit durch Hypotheken gedeckten Banknoten? Law empfahl dem englischen Parlament das Papiergeld als legal tender. Doch die Lords und Gemeinen riefen nicht, wie Mephisto am Hof des eben noch darlebenden Kaisers: „Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt, ist so bequem; man weiß doch, was man hat.“ Sie lehnten die Vorschläge ab, die der Schotte ihnen in einer Denkschrift unterbreitet hatte. Im Frankreich der Regentschaft erst fand er den Boden, auf dem sein Genie sich tummeln durfte. Der Sonnenkönig hatte eine Staatsschuld von zwei Milliarden und einer halben hinterlassen; alle Reichskassen waren leer und von den Steuereingängen blieben nach Verzinsung der Staatsschuld jährlich höchstens siebenzig Millionen übrig. Und nun trat ein Fremdling auf, der eine überfließende Geldfülle verhieß. Eine Weile wehrten sich die Perrücken und der Herzog Adrien von Noailles wettete gegen den Abenteurer. Dem Regenten aber blieb nur die Wahl zwischen dem Staatsbankerott und dem System Law; und Philipp von Orleans war ein Herr, der gern was Gutes zu schmausen hatte. Nach zähem Widerstand mußten Noailles und D'Aguesseau weichen und der Schotte behauptete das Feld. Natürlich; gar zu lockend klang die Weise, als er in den Bankbriefen an Monseigneur schrieb, sein Weg werde Frankreich ohne Gewaltanwendung zur Weltherrschaft führen. Die nächsten Etappen hießen nun Banque Générale, Compagnie d'Occident, Banque Royale. Lustig wird einem kränkenden Unternehmen durch die Fusion mit einem gesunder scheinenden für kurze Zeit auf die Beine geholfen, wird, um den Kurs in die Höhe zu treiben, eine Dividende zugesichert, die der wirkliche Geschäftsgewinn nicht rechtfertigt, werden junge und jüngste Aktien ausgegeben; und alle, die mères, filles und petites filles, wurden stürmisch umworben. Wer Geld genug finden konnte, lief in die Rue Quincampoix und pries sein Geschick, wenn er eine Aktie im Werth von fünfshundert Livres für den zwei- unddreißigfachen Betrag noch erstehen konnte. So war die Konjunktur im November 1719. Acht Monate danach war vor dem Bankhaus der Andrang noch dichter — drei Menschen würden erdrückt —, aber diesmal wollten die Leute nicht neue Noten kaufen, sondern für die alten Notalgeld holen. Und wieder ein paar Monate danach mußte Law, der Kolonisateur, Sozialreformer, Tabakregisseur und noch manches Andere gewesen war und es bis

zum Rang eines Generaldirektors der Staatsfinanzen gebracht hatte, bei Nacht und Nebel vor der Volkswuth fliehen. Lange hat der Glanz also nicht gedauert; aber er leuchtete wie ein gleißendes Dorado — goldfield nennt man heute — über eine kleine Welt hin und der Mann, der ihn gewirkt hatte, konnte nicht, wollte nicht glauben, all die Herrlichkeit, deren Strahl eben noch Schätze spendete, sei für immer versunken. Wenn er vom Campanile herabsah: da lag unten die Stadt in grünlichem Schlamm; doch auf die Ebbe folgt eine neue Fluth und weckt die schlummernden Wunder der Lagune. So mußte auch in seinem Leben auf die Dürre wieder Fruchtbarkeit folgen; er hatte sein letztes Wort noch längst nicht gesagt; die an Schöpferintelligenzen arme Menschheit brauchte ihn und würde ihn zurückrufen. Er war seiner Sache gewiß, — und starb im tröstenden Gefühl solcher Gewißheit... Ein Schwindler oder ein kühnes Genie, dem das Jahrhundert nicht reif war? Niemand noch hat von dieser Psyche den Schleier gelüftet und heute, wie in den Tagen der Thiers und Daire, streiten die Fachmenschen darüber, ob John Law ein Spekulant wie andere Spekulanten war oder Einer von den Großen, die nie, auch wenn es von fern so aussieht, an persönlichen Vortheil denken und deren Vision früher als Anderer tastende Kurzsicht in der Summe des Möglichen das in diesem Augenblick Nothwendige zu erkennen vermag.

Die zeitgemäßere Frage, ob Johann Philipp Heinrich Adolf Schmidt, der frühere Generaldirektor der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung, ein Schwindler ist, wird ziemlich einstimmig ohne Zweifelpause bejaht werden; die Meisten werden staunend hören, daß man ihnen solche Frage überhaupt zu stellen wagt. Und doch ist die Antwort nicht so einfach. Der Mann ist nicht gewöhnlich, ist kein Duzendgründer. Er ist vom Stamm Law's und scheint dem Schotten näher verwandt als irgend ein Anderer aus der Schaar dunkler Ehrenmänner, die seit der ersten Blüthezeit des Merkantilismus geräuschvoll über den mit dem Abfall tropischer Schätze gedüngten Boden Europas stampften. Man könnte an Bethel Henry Stroussberg denken. Der aber sieht nur groß aus, weil eine Konjunktur ihn hob, und war im Grunde nur ein ungewöhnlich starkes Agententalent. Er kam aus englischer Schule in die Zeit wachsenden Eisenbahnbedarfes und erfand, da er weder Geld noch Kredit hatte, das auf dem Kontinent vorher noch unbekannte Auskunfts mittel, die Lieferanten mit Aktien, also mit selbst geprägten Werthen, zu bezahlen. Er war ein Enkel, kein Ahn; und Law hätte den Juden, der alle Künste der mimicry aufbot, um für einen Briten gehalten zu werden, über die Achsel angesehen. Schmidt könnte ihm eher gefallen. Zwei stattliche Männer, die mit dem Kraftreiz

ihrer Männlichkeit zur rechten Stunde zu wirken wissen. Zwei rastlos ins Große strebende Arbeiter, die auf Finanzgeschäfte politische Mittel anwenden. Zwei Hypnotiseure, die alle Erfolge der schwächere Seelen mühelos zwingenden Macht ihres Willens zu danken haben. Beide sind, als sie zusammenbrechen, nicht reiche Leute, trotzdem hundert Millionen durch ihre Finger gingen: sie glaubten eben nicht, ihnen könne ein letzter Stückstag dämmern, und hatten zu Ameisenjorgen niem:als Ruhe. Beide waren nicht „solid“; wie konnten sie sein, da sie ohne eigenes Kapital, ohne stützende Sippe Riesenspläne ausführen wollten? Schmidts Unterfangen scheint freilich klein, wenn man dem des Mississippigründers vergleicht. Nur muß man vor dem Urtheil den Wandel der Zeiten bedenken. Law war der Günstling des Regenten von Frankreich; und von zehntausend Menschen wußte 1720 nicht einer, wie in Louisiana, Ostindien, China, den Ländern, auf die der Gründer ihre Sehnsucht wies, die Welt wohl aussehen möge. Unwissende, die noch nie auf den Leim gelockt wurden, sind leicht zu bethören. Schmidt hatte es schwerer. Ein Privatmann, der — in einer Zeit, die manchen Krach erlebt hat und mißtrauisch geworden ist — in Kassel sitzt und, wenn er nach Berlin oder Frankfurt kommt, als Provinziale bewirgelt wird: weit ausgeschnittene Weste, altmodisch gestickte Hemdbrust, Lackstiefel und in der Stimme den metallischen Timbre eines Heldenmimen, der auf Applaus spielt. Aber der große blonde Herr mit dem klugen Blick zeigt sich gar nicht verlegen; und nach einem Weilschen denken die stolzen Großstädter: Nicht übel; offenbar ein ehrlicher Kerl, der das Herz auf der Zunge trägt; was er sagt, klingt verständig; und daß er nicht nach der neusten Mode geschmiegelt ist, zeugt für die kerndeutsche Solidität seines Wesens. Solcher Eindruck ist ein halber Sieg. Und Schmidt ist ja kein Finanzmann, der ins Blaue hinein gründen und Simpel fangen will, sondern sucht auf einem eng beschränkten Industriegebiet redlichen Gewinn. Malzhülfen und ausgepreßte Trauben, die als Viehfutter lohnend zu verwenden wären, wurden, wenn warme Luft auf die Feuchtigkeit schlug, schnell sauer und waren deshalb schwer zu transportiren. Schmidt wollte sie trocknen und hatte wirklich einen Apparat, der bis zu vierzig Prozent trockene, versandfähige Treber lieferte. Das war der Anfang, auf den sich eine kleine Aktiengesellschaft mit 350 000 Mark gründen ließ. Doch der erfinderische Direktor sorgte für Abwechslung. Er brachte das Otto-Patent — verbesserte Trebertrocknung —, das Bergmann-Patent — Verwerthung von Holzabfällen —, den Entwurf zu einer rotirenden Retorte, die Wunderdinge leisten sollte, er lieferte den externen Trebertrock-

uern und Holzverkohlern Maschinen und Anlagen aller Art, kaufte Wälder, verkaufte Viehfutter und Chemikalien, machte aus unbrauchbaren Abfällen Nugholz und setzte eine ganze Horde von Tochterfabriken in die Welt. Die wuchsen nicht in Louisiana noch in Ostindien auf. Jeder konnte sie sehen, ein Aufsichtsrath war verpflichtet, ein Zeitungschreiberheer mindestens nicht gehindert, ihren Geschäftsgang zu kontrolliren. Und Schmidt erreichte, was er erreichen wollte. Seine Aktien stiegen auf 800 und auf 890, seine Dividendenziffern erinnerten an Goldlandmärchen. Dabei wurde ringsum gezischt, die ganze Geschichte sei frecher Schwindel, und in der Frankfurter Zeitung, deren Verdienst in dieser und in der Spielhagen-Sache nicht laut genug gerühmt werden kann — auch die Antisemiten sollten sich merken, daß der Mann, der Schmidt und Sanden entlarvte, Cohnstädt heißt —, konnte man beinahe täglich lesen, die Treberei sei schamloser Betrug. Das hemmte Schmidt nicht auf seinem steilen Pfad. Er hatte die alte Leipziger Bank, die als besonders solid und vorsichtig galt, gefördert; sie finanzierte seine Unternehmungen und glaubte so lange an seinen Stern, bis sie nicht mehr zurückkonnte. Und wenn sie schwach wurde, mußten die großen berliner Institute sie stützen, um die Panik zu vermeiden, die der Sturz dieser ehrwürdigen Genossin dem ganzen Bankenmarkt heraufbeschwören würde. Die Rechnung war richtig; so richtig wie die des großen schottischen Gründers. Auch den Direktor Johann Adolf Schmidt trifft das Urtheil, das Louis Blanc über John Law sprach: *Il avait commencé par où il aurait dû finir*. Beide hatten, als echte Merkantilistenschüler, geglaubt, die Hauptsache sei der Kredit, der alte Bedürfnisse steigern, neue schaffen müsse und durch deren Befriedigung bequem wieder gedeckt werden könne. Beide hatten die Dauerbarkeit der Konjunktur verkannt. Als die Leipziger Bank, die — ein in der Wirthschaftsgeschichte noch nicht verzeichneter Fall — einem einzigen Industrieunternehmen, der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung, neunzig Millionen Mark geliehen hatte, in den Fugen zu krachen begann, konnten die Berliner beim besten Willen nicht helfen, weil sie mit Sanirungspflichten schon fast über Vermögen bedürdet waren. Doch dieser Mangel an Augenmaß löscht Schmidts persönliche Kraftleistung nicht aus. Auch Laws stärkster Epigone war nie nüchtern genug, um auf den Stein zu achten, über den er beim nächsten Schritt stolpern konnte.

Er ist auch jetzt noch nicht nüchtern. In der Hauptverhandlung wider Exner und Genossen wurde er neulich vor dem Schwurgericht als Zeuge vernommen. In Leipzig, wo die ausgeplünderte Bevölkerung ihn als den Schwarzen Mann haßt, als den bösen Dämon, der Exners Arglosigkeit in

den Abgrund riß. Er hat in Kassel Passiva im Betrage von 183 Millionen hinterlassen, ist als Flüchtling durch Europa geirrt, in Paris gefangen und in die Heimath ausgeliefert worden, sitzt seit Monaten im Untersuchungsgefängniß und kann sich über die Strafe, die ihn erwartet, kaum täuschen. Das sind Gründe genug, das stolzeste Siegerbewußtsein zu schwächen. Gewiß, dachten die dem Gerichtsspektakel Zuschauenden, werden wir wieder einen winselnden Direktor sehen, einen neuen Sanden, Genssch oder Buchmüller, der den reuigen Ehrenmann mimt und leider allzu lange ein allzu reiner Thor war, ein Ausbund an gemüthvoller, rathloser Menschenschwachheit. „Ja, wenn wir damals Alles vorausgeahnt hätten. .!“ „Ja, wenn wir nicht von Sanden, von Erner getäuscht worden wären. .!“ Und so weiter. Der Typus, dem meist noch ein weinerlicher Anwalt mit melodramatischen Geberden zur Seite stand — „Daheim harren Weib und Kind in Elend und Herzenspein des geliebten Ernährers; greifen Sie in ihre Brust, meine Herren Geschworenen; nicht nach dem starren Buchstaben. .!“ Und so weiter —, der Typus war schon zum Anspeien widrig geworden. Schmidt schlug einen anderen Ton an. Man mußte annehmen, der Gang der Verhandlungen sei ihm sorgsam verheimlicht worden; denn sein Zeugniß konnte nur nützlich werden, wenn er die Aussagen der Angeklagten, der vorher vernommenen Zeugen und Sachverständigen nicht kannte. Er aber hatte offenbar die Berichte genau durchstudirt und gleich sein erstes Wort traf den faulsten Fleck des ganzen Verfahrens: die Gutachten der Sachverständigen. Das sind prachtvolle Gestalten, die einem Molière oder Swift zu wünschen gewesen wären. Von einer jüngerlichen Tugendhaftigkeit, die boshafter Menschenwitz geliebener Bankleuten nie zugetraut hätte, unkundig aller halbwegs schlimmen „Mancen“ und immer bereit, die Brauen hochzuziehen und entsezt zu seufzen: Unerhört! Wie ist in einem anständigen Geschäftshaus Aehnliches vorgekommen! Schmidt scheint so viel rauhe Tugend nicht vertragen zu können und geht stracks auf die sehr Ehrenwerthen los. Statt auf die Frage des Vorliegenden zu antworten, will „er eine generelle Erklärung abgeben“; und so sicher ist sein Auftreten, daß der Landgerichtsdirektor sich fügt. „Die hier anwesenden Herren sind nicht nur befangen, sondern überhaupt unfähig zum Amt eines Sachverständigen; sie müßten ein unendlich höheres Verständniß für industrielle und kaufmännische Verhältnisse haben, um sich über unsere Geschäfte ein Urtheil erlauben zu dürfen.“ Ganz John Gabriel Borkman: „Das ist der Fluch, der auf uns auserwählten Menschen lastet. Die Masse der Durchschnittsmenschen kann uns niemals verstehen.“ Und in dieser

Tonart gehts weiter. „Der Status der Trebergesellschaft ist von den Sachverständigen ganz falsch aufgestellt worden.“ Weder der Vorsitzende noch der Staatsanwalt findet zum Schutz der Angegriffenen ein armes Wort. Adolf Schmidt sagt, was er sagen will, nicht mehr und nicht weniger; fast jede Antwort ist klar, klärend und im Augenblick mindestens unwiderleglich. Und die hypnotische Wirkung seiner ruhigen, von jedem Wimmerlaut freien Rede, seiner furchtlosen, aufrechten Haltung ist so stark, daß der G. danke, hier stehe der seit Wochen erwartete Hauptzeuge, unbemerkt aus den Hirnen schwindet. Nicht eine einzige unbequeme Frage wird ihm gestellt, keine, auch die wichtigste nicht, von deren Beantwortung eigentlich Alles abhängt: ob er nicht in einer bestimmten Stunde Exner durch das Versprechen reichen persönlichen Gewinnes bestochen und so die Leipziger Bank an seine Walzhälsen und Holzabfälle gefettet habe. Jeder hat das ungeheure Treberengagement der Leipziger unbegreiflich gefunden; jetzt forscht Keiner nach dem Motiv. Keiner denkt auch nur daran, in einem Kreuzverhör Exner und Schmidt, deren Interessengemeinschaft jetzt ja durchlöchert ist, gegen einander zu heizen und so neue, weiter leuchtende Wahrheit zu hören. Exners gewandter Verteidiger hatte vielleicht triftige Gründe, Schmidt nicht zum Reden zu drängen. Aber Gerichtshof und Ankläger? Sie wollten mit diesem Mann wohl nicht gern länger zu thun haben. Der hat ja nicht nur die leicht durchschaute Grimasse des Redlichen. Der spricht ja, als wäre er auf dem Schlachtfeld für eine gute Sache verwundet worden. . . Adolf Schmidt verließ nach kurzem Verhör wie ein Sieger ungebeugten Hauptes den Saal. Und wirklich: nie war seiner Suggestivkraft größerer, schwererer Sieg gelungen.

Solche Wirkung vermag nur Einer, der an sich glaubt, der seine Vision lebt, nicht ein bewußter Schwindler. Schmidt hat ausgejagt, er habe Gehalt und Lantieme oft nicht erhoben, um das Geld in der Trebergesellschaft arbeiten zu lassen. Das mag wahr sein. Kleine Leute reizt der Gewinn und sie drücken gern beide Augen zu, wenn sie hoffen dürfen, bald über einem Banknotenbündel die Finger schließen zu können. Stärkere Naturen, die gerade deshalb meist gefährlicher sind, lockt nur die Möglichkeit ungehemmter Bethätigung und der Drang, herrisch über Menschenschicksalen zu walten. Wir werden uns mählich gewöhnen müssen, die kräftigen Kapitäne der Industrie nicht anders zu beurtheilen als irgend einen Condottiere, Conquistador, Diktator oder anderen Ehrgeizigen großen Stils. Noch regt der Gedanke uns Ekel, daß sie im schlechtesten Stoff schaffen, im gemeinsten; aber sie sind die Gebieter der Stunde und der schändliche Stoff, der so häß-

lich stinkt, düngt heutzutage besser als Blut. Auch über das Lebenswerk dieser Promotoren wird, wie über das der großen und kleinen Bonaparte, das Urtheil nicht nach einer festen moralischen Norm, sondern nach dem Erfolg gefällt. Mancher hat eben so unsolid gebaut wie der Trebertrockner und sitzt heute trotzdem warm in Ehren und Würden, runzelt am Ende gar an der Barre die Sachverständigenstirn ob der Berruchtheit eines in seiner Maienblüthe geknickten Sünders. Wenn den Leipzigern nicht in den Tagen des Niederganges, wo überall Stüßbalken und Pumpwerke angebracht werden mußten, der Athem versagt hätte, dann wäre Schmidt vielleicht heute noch ein Held und Niemand würde ihm die geschminkten Bilanzen, die siechen Tochtergesellschaften, die Transaktionen und Fusionen vorwerfen, deren jedem mit kleinem Kapital arbeitenden Geschäftsmann klarer Zweck war, in schwieriger Zeit den Schein der Kreditfähigkeit zu wahren. Er streute ja nicht nur werthlose Papiersegen aus: er baute sichtbare, greifbare Fabriken und Maschinen, er gab auch der nicht spekulirenden Menschheit zu verdienen; und wenn seine Patente verschrien wurden: auch die Auer-Patente waren lange zu Spottpreisen vergebens angeboten; und Goldshares sind an der hamburgischen Börse als Tapetenmuster für Kumpelkammern empfohlen worden. Schmidt hatte sich mit unzureichenden Mitteln an ein großes Unternehmen gewagt und mußte schieben und tünchen, um weder seine Aktionäre noch Tanten public opinion aus dem Schlaf zu wecken; morgen früh konnte ein glücklicher Handstrich Alles wieder in Ordnung bringen. Nur leider: der Glücksmorgen tagte ihm nicht mehr; und so ist er nach allen Regeln der Geschäftsmoral verdammt, — von Rechtes wegen. Mit Borkmans megalomanischem Wort mag er sich einen Napoleon nennen, der in der ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen ward, einen flügelahmen Jagdvoegel, der unthätig zusehen muß, wie die Anderen ihm die Beute wegfangen, „Stück vor Stück“... Die Dichtung kennt den Typus längst. Balzac, der nicht nur ein Meister phantastischer Satire, sondern nebenbei auch ein rostendes Händlergenie war, sah ihn zuerst heraufkommen, Zola zerrte ihn ins Symbolische und nannte ihn Saccard, Ibsen gab ihm die bleibenden Züge einer deutlich abgegrenzten Persönlichkeit und grub den Namen John Gabriel in die Ahnentafel moderner Krüppelheroengeschichte. Dieser Typus differenzirt sich einstweilen wenig; und er sieht im Leben nicht anders aus als im Gedicht. Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf. Wenn Adolf Schmidt aus der Zelle in die Freiheit schreitet, wird der Glockenthurm von San Marco wieder aufgebaut sein. Dann mag er, wie John Law einst, hinunterhocken in den grünlichen Schlamm; dann wird er, wie Saccard im Gefängniß, wie Borkman, ehe auf dem Abhang ihn die Erzhand mit tödtlichem Griff packte, gewiß sein, daß der nächste Glockenton die Stunde einläuten muß, die ihn zurückruft und den Entschuldigten krönt.

Bella und Anna.

An meiner Studienzeit wurde ich einmal mit einem ausgedienten und mit Auszeichnung verabschiedeten Offizier bekannt, mit dem ich manche gemüthliche Stunde beim Bier oder beim Schachspiel verlebte. Es war ein wackerer, zuverlässiger, höchst ehrenhafter Mann, wie mir solche im Leben nur selten begegnet sind; dabei offen, mittheilfam, mit gewissen knappen, festen Geberden, mir an Bildung und Erfahrung natürlich weit überlegen. Als Fremder in der Stadt und ohne Bekanntschaft nahm mich Alexander von Wendel offenbar als Lückenbäher. In unserer Unterhaltung war ich der Empfangende; was hätte auch ich Studentlein mit meiner grünen Philosophie ihm geben können? Doch bringt Reden die Leute zu einander; und so wurden wir bald sehr vertraut. Spät abends, in stillen Sommernächten, pflegten wir in den Prater zu gehen, weit hinaus, und dabei wurde über Allesi debattirt, über Geschichte, Kunst, Politik, Metaphysik; namentlich über Metaphysik, die er für höchst nutzlos und unfruchtbar hielt, zu seinem eigenen drolligen Kerger aber nicht lassen konnte.

„Glauben Sie mir: einen Kerl, der spekulirt, soll man totschlagen, mit einem dicken Knüttel; er ist schädlich, der Welt und sich zur Last.“

„Wenn man nun das Unglück hat!“

„Aha, kommen Sie darauf? Haben Sie einen glücklichen Menschen gesehen, der aus freiem Willen zu spekuliren begonnen hätte? Es ist nichts als Raisonnement gegen ein Schicksal.“

„Dieses Vaster ist weit verbreitet.“

„Ja. Warum spekuliren die Frauen nicht? Sie sind glücklicher.“

„Schwächer! Schwache Männer philosophiren nie.“

„Im Gegentheil: starke. Ein Mensch, der lebt, hat keine Zeit zur Philosophie. Ein Tag gelebt ist mehr als ein Jahr gegrübelt. Als ich lebte, ist es mir nie eingefallen. Die Gedanken kommen erst später und saugen uns den Rest an Kraft aus. Sie verstehen mich nicht?“

„Sie meinen: der Intellekt hemmt den Willen.“

„Ich meine so: That, verstehen Sie, die richtige That, nicht etwa der Ankauf einer Hose, geschieht immer ohne Ueberlegung, von Phantasie ungeschwächt. Wenn man erst anfängt, Verlauf, Folgen, Möglichkeiten zu überdenken, verliert man die Thatkraft weil die Phantasie das Gemüth befriedigt. Denken Sie die Freuden einer Reise durch und es ist, als ob sie die Reise gemacht hätten. Ich habe in schrecklichen Augenblicken meines Lebens erfahren, was es heißt, sich frei zu bethätigen oder von der Phantasie gehemmt zu sein.“

„Erzählen Sie mir. Wir können diese schöne Nacht nicht besser ausfüllen.“

Er sagte ohne Verlegenheit: „Sie sind jung, so weit verständig, — mir ist's gleich. Wenn es Sie interessiert: vielleicht bringt Ihnen meine Erfahrung einmal Nutzen. Die Lust ist angenehm und die Stille thut wohl.“

Er legte den Kopf zurück und sah hinaus; wir gingen langsam in der Hauptallee, dem Lusthause zu. Es war wönig still; ich ging schweigend neben ihm und überdachte seine Worte. Eins meiner Mittel, einem Menschen näher zu kommen, besteht darin, ihn so weit zu bringen, daß er mir darlegt, wie er über das Leben denkt, wie er sich die Welt zurechtlegt. Darin hat Jeder seine

besondere Art, an der kein Schicksal und keine Enttäuschung viel ändern. Offenbar stand die Phantasie im Mittelpunkte von Wendels Weltkugel.

Er fuhr nach einer Pause fort: „Unter den Kräften, die die menschliche Gesellschaft beeinflussen, ist die Phantasie die stärkste: Ruhm, Liebe, Reichthum, Ehre sind Träume. Wenn man so unvorsichtig ist, sie durchzudenken, sie mit den Händen zu greifen, — kein Spinnengewebe ist so leicht; kaum berührt, ist es nichts, ein Schmutz an den Fingern, was vor einem Augenblick noch in tausend Farben geschillert hat; nur Phantasie. Sie ist die wahre, Alles bewegende Kraft der moralischen Welt, die Kraft, die Religionen, Philosophien, Kunst und Wirthschaft aus sich gebiert. Sie geht allen anderen Kräften voraus, begleitet sie, und wenn sie vergangen sind, überzieht sie ihre Spuren mit ihrem schönen Glanz. Unser Gewissen, unsere Erinnerung, Ernst und Spiel, Wohl oder Uebel: phantastische Lügen.

Ich bin der Sohn eines älteren Offiziers, eines Grenzers, und habe meine Jugend in Instituten und Militärschulen verbracht; Familie, Mutter, Geschwister habe ich nie gekannt. Man sagt, Leute, die keine Jugend hatten, bleiben lange jung. Mag sein: kindisch, spielsüchtig; von einer verlängerten Jugend weiß ich nichts. Man lernt da die Menschen früher kennen, auf eigenen Füßen stehen; und man erreicht früh die traurige Kunst, sich auf Keinen zu verlassen, von Keinem Hilfe zu erhoffen als von sich allein.

Ich war ein guter Soldat, ein strenger Offizier und kannte keine andere Sorge als meine Mannschaft. In B. wurde ich in ein Haus eingeführt, bei einem Fabrikanten, dessen Tochter mir sehr gefiel. Es war noch eine Tochter da, die von ihrem Mann getrennt lebte, die Mutter eines kleinen Jungen. Sie wohnte beim Vater, die Hausmutter war gestorben und sie führte die Wirthschaft; eine große Wirthschaft; die Geschäfte gingen gut und man hielt den Mann für sehr reich.

Also diese Tochter, Bella, war ein Frauenzimmer recht nach meinem Geschmack: eine üppige Blondine, lebhaft, mit grünen Augen, mit allen Instinkten des Weibes, ganz ohne Verstand und Ueberlegung, immer dem Augenblick vollständig hingegeben. Ich habe dieses Mädchen sehr geliebt. Sie gab mir nicht Das, was ich brauchte, ein Herz, verstehen Sie, das ich ja immer entbehrt habe, den inneren Anschluß, das Gefühl, in das man schüttet, was Einem das Gemüth abdrückt. Das aber wußte ich damals noch nicht; ich suchte nach anderem Anschluß . . . Die Menschen sind so dumm! Für den Mann ist das Weib keinesweges eine Episode, sondern eben so Schicksal und Lebensbahn wie für das Weib der Mann.

Wenn man mir damals die leichte Schwester als Warnung vorgehalten hätte und alles Mögliche: ich hätte Bella doch geheiratet. Sie gefiel mir und damit basta! . . . Ich möchte Ihnen nicht Alles erzählen. Sie gab mir, was sie zu geben hatte, und machte mich dann sehr unglücklich.

Ich kam in eine andre Garnison und Bella aus dem Vaterhaus. Sie hatte nun das Leben einer Soldatenfrau vor sich und ich kann mir denken, daß es ihr nicht schmerzte. Sagen Sie einem solchen rosigen, lustigen Geschöpf, das an sich Freude hat, sich gern pukt, lacht, an Gesellschaft gewöhnt ist und nun allein sitzen muß, sagen Sie ihr, daß Niemand am Leben Geschmack hat, —

Unfenn! Ich hatte viel zu thun und ein Civilarzt, mit dem wir schon von B. aus bekannt waren, leistete ihr Gesellschaft.

Um diese Zeit hatte ich einen Burschen, einen merkwürdig versonnenen, aber nicht ungeschickten jungen Soldaten, einen Bauernsohn aus Polen; mir ergeben wie ein Hund. Er sah mich manchmal an; wenn ich ihm einen Auftrag gab, blieb er stehen und sah mich an. Kehrt, marsch! Verfaulter Keel, dachte ich, was gafft er mich an? So ein dummer Lämmel! . . . Ich hatte keine Ahnung. Was hätte ich auch thun können, wenn mir meine Frau verdächtig gewesen wäre? War nichts? Wer kann ein Weib bewachen?

Einmal komme ich von der Uebung in die Kaserne zurück und sehe mit Kameraden im Hofe. Jonak nimmt mir das Pferd ab und bleibt stehen. Ich sehe mich nach einer Weile um: der Mann steht noch immer. Das Pferd ist unruhig, der Keel rührt sich nicht vom Fleck.

Ich gehe zu ihm. Was willst Du? „Ach... Ach, Herr Hauptmann?“ Was willst Du, freipietter Nistkäfer! Er bringt kein anderes Wort heraus als: „Hauptmann, pans Hauptmann!“

Man ist nicht gut gelaunt im Dienst, müssen Sie wissen. Ich gab ihm eine Ohrfeige, daß es knallte. Der Kopf fiel ihm zwar nicht ab, was mich noch heute wundert, aber zwei Bäche Thränen rannen ihm über die blassen Wangen.

„Hauptmann, lieber: der Doktor ist bei ihr.“

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich . . . Ich dachte, ich müsse versinken. Er schob mir das Pferd hin und hielt den Bügel. Nun verstand ich. In den Sattel und wie toll zu meinem Haus!

Weiß Gott, das Mädchen, holte es Wasser oder welcher Satan hatte die Hand im Spiel . . . kurz: die Wohnungsthür war offen. Ich hinein, durch die Zimmer zu ihr, sprengte die Thür, die sie verschlossen hatten, mit einem Stoß auf und finde sie.

Ich habe den Menschen erstochen. Dann riß ich das Fenster auf und warf sie hinaus. Es ist ihr nichts geschehen. Die Wohnung war zu ebener Erde. Im bloßen Hemde zwar, aber wohlbehalten kam sie im Hotel an.

Gott und die Menschen haben mir den Tod dieses Unschuldigen verziehen. Er war unschuldig; er war in ihrer Hand. Nicht Sünde noch Betrug, nicht Diebstahl und Ehrverletzung darf man ihm vorwerfen, nicht daran denken, wie schön die Sünde ist und wie verführerisch, nur daran, wie schön und verführerisch Bella war. Ich hätte eben so gehandelt. Zufällig aber kam er an mich. Das kostete ihn das Leben.

Vielleicht hat die Welt an ihm Etwas verloren, vielleicht nicht. Ist das Leben wirklich so kostbar? Das Leben der Thiere wird wenig geschätzt; sie werden seit je her in ungeheurer Anzahl, in allen Arten, nach allen möglichen Methoden getödtet. Nur die Tödtung des Menschen wird unter ganz bestimmten, außerordentlich einengenden Umständen als Mord bezeichnet und nur diese Bezeichnung, dieses Wort, das mit klugem Bedacht seit Jahrtausenden mit allen Schrecken des Gewissens umhüllt wird, dieses Wort ist es, das die Tödtung des Menschen schauerlich macht. Die Sache selbst ist etwas ganz Gewöhnliches. Ich sehe vom Kriege ab; täglich und rüchlich kommen Hunderte von Menschen durch ihren Beruf, im Wald, auf dem Meer, in Fabriken, Ställen und überall auf

ganz unnatürliche Weise ums Leben; sie werden von Pferden und Hindern geschlagen, sie ertrinken, werden überfahren, vergiftet, verhungern und so weiter. Der einzige natürliche Tod, der an Altersschwäche, — wie selten kommt der!

...Später habe ich noch einmal geliebt. Ich war vierzig Jahre alt, als mich dieses zweite Unglück traf; eine gute, liebe Seele, die meine Neigung erwiderte, in der ich jene tiefe Ruhe sicher gefunden hätte, die allein das wirksame Sprungbrett für den Lebensschwimmer ist. Man muß sicher abstoßen können, die ersten Tempi sind die wichtigsten, man muß eine Hand kennen, die Einem ans Ufer hilft. Es kann nur die Hand einer Frau sein.

Also ... Da war ein Hinderniß. Das gewisse Hinderniß, das bei jedem Menschen ein anderes Gesicht hat. In diesem Fall war es der Glaube. Bella und ich sind katholisch und Anna auch. Da Anna von ihrem Glauben nicht lassen konnte, ging es nicht. Wir Drei sind an einander gebunden. Gedenken Sie sich an die Galeerenklaven, die an einander geschmiedet, mit einander gelebt haben, bis einer tot hinfiel? Unausdenkliche Qualen! Sehen Sie: Das ist phantastisch.

Können Sie fassen, daß in mir der Gedanke wie ein Dämon aufstand, mich von Bella zu befreien? Man sollte glauben, ein Mann von vierzig Jahren sei über die Leidenschaft der Jugend hinaus. Ich war aber von einer heißen, schmerzlichen, sehnächtigen Liebe zu Anna ganz erfüllt, war so von Sinnen, betäubt, voll Angst und Hoffnung wie ein Junger und riß wüthend an meiner Fessel und war bereit, ein Verbrechen zu wagen und zu opfern und niederzuschlagen, wie Einer, der um Alles kämpft. Und wenn ich das Glück haben sollte, mich als Fünfziger wieder zu verlieben, wird es gerade so sein. Man thut immer das Selbe; der Charakter steht fest wie ein Berg von Granit.

Ob ich schlecht bin oder gut, werthlos oder unschätzbar, ich, Alexander von Wendel, war noch niemals auf der Welt, es giebt nicht Meinesgleichen und nie, mag die Menschheit noch Millionen Jahre leben, nie wird es Einen geben, der mir gleicht; einzig bin ich! Da kommen sie nun und predigen für Alle, stellen Sittenslehren auf für Alle, nützliches Verhalten für Jedermann. Ich bin aber nicht Jedermann, sondern für mich und für Dich und für Jeden ist ein eigenes, besonderes Gesetz und das macht sich Jeder selbst. Jeder sehe, wie ers treibe.

Einmal sah ich im Restaurant des Hotels Continental. Man trank dort damals einen guten Wein und die Musik des benachbarten Tanzsaales kam herüber in meine stille Ecke und erweckte in mir angenehme Erinnerungen. Als es spät wurde, sah ich ganz allein. Die Kellner standen im Korridor und sahen durch die Lücken der Vorhänge dem Tanze zu. Da wurde es mir langweilig und ich ging auch hin.

Mein erster Blick fiel auf Bella, die, aufgepußt, heiter und ohne Sorgen, sich dem Vergnügen hingab. Ich konnte nicht lange zusehen, zahlte und ging.

Es war mir ganz heiß und dann wieder kalt; meine Gefühle stürzten auf meine Gedanken ein und die Vernunft rang mit der Phantasie. Ich lief in den Prater, den selben Weg lief ich, auf dem wir jetzt stehen. Was thun? Herrgott droben zwischen Drinen ewigen Sonnen: gib mir armen Wurm ein Zeichen! Und wie ich so ratlos dahinstürmte, ordneten sich in mir die ver-

wirten Häden, es wurde deutlicher in mir und allmählich stieg ein Voratz in mir auf und legte sich einen Plan zurecht.

Du wirst zurückgehen und dem Kutscher fünfzig Gulden geben. Du wirst ihm sagen, er soll Dir Wagen und Pferde anvertrauen, Du wirst Frau von Wendel, die er hergebracht hat, in ihre Wohnung zurückfahren und wirst ihm dann den Wagen wieder herbringen. Er wird es thun. Es ist zwar nicht erlaubt und er wird entlassen, wenn sein Chef davon erfährt; aber wie sollte es erfahren? Fünfzig Gulden sind ein Stück Geld. Du wirst es also erreichen. Wirst Dich auf den Bock setzen; und wenn gerufen wird: 'Nummer 248!' wirst Du vorkahren, den Schlag öffnen und davon.

Wohin? Hierher in den Prater. Es wird schon spät sein, zwei Uhr nachts. Die Köhlein werden sich ordentlich strecken, und ehe sie im Wagen nur zur Besinnung kommt, ehe sie daran denkt, hinauszuschauen, ob sie den rechten Weg fährt, bist Du mit ihr irgendwo in einer stillen Allee oder gar hinter dem Lusthaus bei den Schiffmühlen. Wenns dann ganz still und menschenleer ist, wirst Du halten, den Wagen öffnen und hineinsteigen.

Sehen Sie, in dieser Art ließ ich meiner Vorstellungskraft freien Weg. Öffnen Sie aber die Schranken, geben Sie die Bahn frei, dann verlieren Sie die Herrschaft über Ihre Kräfte und sie rennen Ihnen davon.

Sie wird schreien. Wer sind Sie? Dilse, Dilse! Mörder!... Oder sie wird nicht schreien. Sie hat Dich beim Einsteigen erlaubt, sie weiß, daß Du auf dem Kutscherbock sitzt, und erwartet Dich. Gleichviel: Du wirst hineintreten und Dich neben sie setzen.

Wirst Du sie knebeln, binden, fesseln, schlagen? Das hängt von ihr ab. Wird sie mich ruhig anhören und gewähren lassen, — gut; wenn nicht, so sei Alles der Umgebung des Augenblickes anheimgestellt.

Wie fürchterlich wird das Wiedersehen sein! Sie, vom Tanz noch erregt, von den Rosenworten ihrer Kavaliere erhitzt, in frohen Hoffnungen und Erwartungen, mit ihrem unangenehm ermüdeten, wolkäftigen Fleisch... Und auf einmal die häßliche Vergangenheit, der Verrathene, der Unglückliche, der Rächer!

Wonne, Wonne der Minute!

Schreie nicht! Hier kann Dich Niemand hören, und wenn Du nicht gleich still bist: sieh diesen getheerten Berglappen, den stopfe ich Dir in den Mund! Ober: Warum schreiest Du nicht? Warum sollte ich? Ich kenne Dich, besser, als mir lieb ist; Du bist Alexander, mein Gatte.'

Dein Gewissen ist wohl rein genug, um mich ruhig anhören zu können?

Ich habe kein Gewissen, ich lebe jeden Tag, wie ihn der Himmel sendet. Was ich that, that ich. Du thue, was Du willst: ich bin in Deiner Gewalt.

Das bist Du. Höre mich an: Du bist ein Thier. Ein Thier bist Du! Das ist Dein Verbrechen und Deine Entschuldigung. Was war ich, als ich Dir zu Füßen fiel? Meine Seele war ganz rein, mein Tag wie ein heiterer Maimorgen, meine Zukunft lag ohne Freuden, aber auch ohne Neue und ohne Qualen vor mir. Ich habe Dich gefragt: Glaubst Du, Bräua, daß Du fähig wärest, Hand in Hand mit mir durchs Leben zu gehen, hast Du so viel Neigung zu mir, so viel Rücksicht mit meiner Stellung, so viel Rücksicht gegen meine Schwächen, daß Du es mit mir wagen könntest? Du sagtest: Ja. Warum?

Du hättest eben so gut Nein sagen können. Dein Ja lag so meilenweit von dem Sinn Deines innersten Wesens wie Dein Nein. Aber Deine Weigerung wäre ehrlich gewesen. Doch Du kannst nicht ehrlich sein, Du wirst einer Lüge zu Liebe selbst Dein eigenes Leben und ein Glück hinwerfen. Da Du aber einmal mein Weib wurdest: warum hast Du Dich nicht an mir zerstreut? Warum hast Du mich nicht gepeinigt, warum hast Du mich nicht eifersüchtig gemacht, mich mit Thorheiten und Lügen gequält, mir mein Herz aus dem Leibe gerissen und Dich an seinen Zuckungen erfreut? Es hätte Dich viel besser animirt, Du hättest ein angeregtes, unruhiges Leben gehabt. Du hättest mich reizen können, mich mit Reden und Schweigsamkeit in Wuth bringen und ich hätte Dich dann wahrscheinlich geschlagen. Du wärest nach Hause gefahren, wir hätten uns versöhnt, wieder gestritten und wieder beglückt.

Aber nein: Du hast meine Kameraden gehabt, liebe, unkluge, harmlose junge Männer; welche einzige, üppige Weibe für Deinen Lastertrieb! Ich hätte mich für Dich geschlagen, einmal, zehnmal, fünfzigmal. Mit meinem oder fremdem Blut hätte ich Dich jedesmal reingewaschen, unbedeckt und tabellos wärest Du nach jeder dieser Schlächten hervorgegangen und dabei wärest Du mir doch näher gekommen. Du hättest mich kennen gelernt, wie ich wirklich bin, und hättest mich später doch geliebt.

Zu Allem aber gehört Muth. Du bist feig wie jedes Thier. Du hast vorgezogen, mich ahnungslosen, vertrauenden Mann zu betrügen, der Väterlichkeit und Berachtung preiszugeben.

Wer gab Dir das Recht dazu? Denn Dir fehlte nichts. Vor Allem kein Geld, keine Kleider. Du hattest nichts, aber auch gar nichts zu entbehren.

Du mußt wissen, daß Du mich mit Deinem Handeln um Das brachtest, was mir durch Herkunft, Erziehung und Stand das Werthvollste ist: meine Ehre. Ein Mann, den man verlacht, weil er blind ist, oder den man verachtet, weil er sehend ist, ein solcher Mann ist ehelos. Dort hast Du mich verwundet, als Dank für meine hingebende Liebe.

Wenn ich hoffen könnte, Du habest jenen Menschen leidenschaftlich begehrt, es habe Dich ein Widerwille gegen meine Liebkosungen erfaßt, dann wäre es ein Trost für mich. Nein: wie Du gleichgiltig gegen mich warst, so bist Du ohne Widerstand und auch ohne Trieb in den Sumpf gefallen, — einfach, weil der Sumpf Dein wahres Element ist.

Ich habe Deinetwegen einen Menschen getödtet, ich habe lange Jahre des Grams an mir zehren lassen. Wenn es Dich froh macht, so wisse, daß ich bis in die untersten Wurzeln erschüttert war, daß mir mein Leben widerwärtig geworden war, daß ich Tag und Nacht an Dich gedacht habe. Denn ich habe Dich immer geliebt.

Sieh: es ward mir aber eine himmlische Botschaft zu Theil; ich sollte nicht an Dir untergehen. Ich habe Dich vergessen und liebe eine Andere. Eine, die eben so schön und besser ist als Du. Sie ist ein gutes Wesen, das mein werden will, weil es sein Schicksal ist, mein zu werden, das nicht Nein oder Ja sagen kann wie Du.

Du hast mein Leben zerstört: richte es wieder auf!

Was treibst Du, was ist Dein Zweck, wohin geht Dein Weg? Du bist

in keiner guten Gesellschaft gern gesehen, Du schleppst also meinen Namen, den viele wackerer Männer zu Ehren gebracht haben, durch allen Schmutz und alles Gerede und vergrößerst den Klatsch und lässest nichts ungehört, damit das alte Unglück stets in den Mäulern der Leute bleibt. Wie Viele hast Du seitdem wieder in Deinen Pfuß geschleppt? Sollen ich und sie auch daran verderben?

Wie entledigt man sich eines schädlichen Thieres? Man erdauft es. Du wirst sterben. Willst Du?

Da sagte sie ruhig: „Ich will!“

Es war mir bei dieser ganzen eingebildeten Szene, als ständen wir so wie jetzt neben der Böschung, hinter der die Donau fließt. Ich sah sie am Handgelenk wie ein Schraubstock, zog sie aus dem Wagen, die Böschung hinauf, die wir jetzt gehen, und hinunter dann zum Wasser, wo ein großer Kahn weit hinein ins tiefe Wasser reichte. Ich sah sie um den Leib und trug sie hinein bis ans andere Ende. Dort stellte sie sich mit beiden Füßen auf den Rand des Kahnes und sagte zu mir: „Alexander, ich liebe Dich!“ Sie sah mich unter den Armen, drückte mich fest an sich und bedeckte mein Gesicht mit ihren mir wohlbekannten weichen und heißen Küffen. Ehe ich wahrte, wie es geschah, sprang sie ins Wasser, riß mich mit, schlang im Fallen ihren Leib fest um meinen und im Augenblick versanken wir in die rauschende, gurgelnde Fluth. Wir kamen Beide ums Leben.

. . . Alles war nur Phantasie, freilich; aber wie ich gesagt habe: der Wille zur That, zu eben der That, die ich mir so lebhaft vor Augen geführt hatte, war nun geschehen. Es war mir, als wäre es, wie gedacht, so auch geschehen, wie eronnen, so schon ausgeführt. Meinem Wunsch, meinem Begehren war sein Recht geworden, — in der Vorstellung.

Damals, als Soldat, handelte ich ohne Ueberlegung; auch dieser Augenblick meines Lebens war weit entfernt von aller Vernunft, sondern ausschließlich ein Spiel der Vorstellung. Bella ließ ich laufen; sie lebt vergnügt in Monte Carlo. An Anna schrieb ich einen Abschiedsbrief.“

Wir standen auf dem Damme angesichts des großen Stromes. Der Mond ging hinter einem weißen Dunst rasch dahin. Ein unbestimmtes Licht lag über der Landschaft, nur undeutlich sah man die Linien des anderen Ufers und unbeweglich schien das Wasser zu ruhen wie ein Teich. Aber in der Stille der Nacht hörte man, wie die Wogen an die Steinblöcke des Dammes schlugen, sählte man, wie die tiefe, grüne Donau dahinschoß, wie unter ihrer ebenen Fläche die Wasser folgten, ahnte man die Nähe der großen Natur. Und auch der Wind schien sie zu ahnen; denn mit mächtigen Stößen hub er an und über den unabsehbar im lichten Nebel verfliehenden Wasserweg warf er sich in die Kronen der starken Bäume, versagte die Eisen, die in den Nesten saugen, weckte die Kiesen, daß sie wie trunken vom Schlaf aufsprangen, und kehrte im Augenblick den Himmel sauber.

Da stand der Mond still und sah aus seinem schwärzblauen Feld herab mit seinem gleichmüthigen Gesicht. Großartig flammten die Sterne.

Wien.

Philipp Langmann.



Ahnenproben auf Kunstwerken.

Jeder Mensch hat bekanntlich 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern, 32 Urururgroßeltern und so fort. Eine Tafel, die diese Verhältnisse für eine bestimmte Person zur Anschauung bringt, nennt man eine Ahnentafel; und zwar spricht man von einer Ahnentafel zu 8 Ahnen, wenn sie bis zur Reihe der Urgroßeltern, von einer solchen zu 16 Ahnen, wenn sie zur Reihe der Ururgroßeltern, und von einer solchen zu 32 Ahnen, wenn sie zur Reihe der Urururgroßeltern hinaufgeht. Geht sie noch eine Reihe weiter hinauf, so nennt man sie eine Ahnentafel zu 64 Ahnen; und so weiter. Die lateinische Bezeichnung für Ahnentafeln ist *tabulae progenologicae*. Johannes Hübner jr. definiert in seiner *Bibliotheca genealogica* den Begriff der Ahnentafel sehr hübsch mit den Worten: „Es stehe eine hohe Person unten zum Grunde und über ihr kommen seine väterlichen und mütterlichen Vorfahren zum Wenigsten bis ins achte Glied.“ Philipp Jakob Spener, der große Theologe, Genealoge und Heraldiker, nennt Das die analytische Methode der Genealogie. Den Gegensatz zur genealogischen Grundform der Ahnentafel bildet die Stammtafel, bei der man, wie Hübner sagt, „einen Stammvater oben setzet und alle ihr Nachkommen darunter verzeichnet“. Der lateinische Name für Stammtafeln ist *tabulae genealogicae*. Spener nennt Das die synthetische Methode der Genealogie. Im französischen Sprachgebrauch nennt man eine Ahnentafel: *généalogie ascendants* und eine Stammtafel: *généalogie descendants*.

Handelt es sich nun darum, für eine adelige Person nachzuweisen, daß sie 4, 8, 16, 32 und so weiter adelige Ahnen hat, so wird die Ahnentafel zur Ahnenprobe. Meist wird bei solchen Rechtsbestimmungen, die eine Ahnenprobe zu 4, 8, 16 u. s. w. adeligen Ahnen verlangen, auch gefordert, daß für jeden adeligen Ahnen das ihm zustehende Wappen nachgewiesen werde. In der Ausführung findet man hier Verschiedenheiten. Entweder wird bei allen Personen, die auf der Ahnentafel stehen, das Wappen hingemalt oder die Wappen werden nur in der obersten Reihe angebracht. Das ist ein ganz vernünftiges Verfahren, da Vater, Sohn und Enkel gewöhnlich das selbe Wappen haben. Eine solche Ahnenprobe mit den Wappen nennt man eine heraldische Ahnenprobe. Eine heraldische Ahnenprobe sieht also meist so aus: auf ein großes Stück Pergament wird unten der Name Dessen geschrieben, für den die Ahnenprobe aufgestellt werden soll; darüber stehen die Namen von Vater und Mutter, über diesen beiden Namen die Namen der vier Großeltern und über diesen wiederum die Namen der acht Urgroßeltern; über den Namen jedes der vier Urgroßväter und der vier Urgroßmütter des Probanden wird dann das Wappen hingemalt. Das wäre also eine heraldische Ahnenprobe zu acht Ahnen.

Nun war der Brauch sehr beliebt, auf Werken der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes Ahnenproben anzubringen, aber meist nur den heraldischen Theil der Ahnenprobe, also nur die Wappen, manchmal unter Hinzufügung des Familiennamens, und die Namen der Personen wegzulassen. In einem solchen Falle findet man also auf dem Kunstwerk die Familienwappen stets in bestimmter Anzahl, nämlich 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. s. w. Diese dem Heraldiker wohlbekannte Erscheinung ist den Kunstverständigen und Kunsthistorikern heutzutage meist ziemlich unbekannt; und doch bieten solche Wappengruppen die Möglichkeit, die Herkunft und Entstehungszeit, aber auch die Fälschung eines Kunstwerkes festzustellen.

Stark betont werden muß, daß jedesmal, wenn auf einem Werk der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes älterer Zeit Wappen in der Zahl von 4, 8, 16, 32 u. s. w. auftreten, in erster Linie vermuthet werden darf, es handle sich um Das, was ich eine heraldische Ahnenprobe nannte. Das heißt: auf dem Kunstgegenstand sind die Ahnenwappen des Stifters oder Herstellers bis zu einer gewissen Ahnenreihe hinauf angebracht. Die Kunst- und Lokalhistoriker nehmen merkwürdiger Weise häufig an, das Vorkommen von — zum Beispiel — 8 Ahnenwappen auf einem solchen Kunstwerk lasse darauf schließen, daß dieses durch eine Kollekte auf Kosten von 8 verschiedenen adeligen Personen hergestellt sei. Dieser Irrthum stellt die Forscher dann vor ein Räthsel, da oft nicht zu erklären ist, wie Mitglieder der acht adeligen Familien in die Gegend, um die es sich handelt, gekommen sein sollen. Sobald man dagegen erkannt hat, daß es sich um eine heraldische Ahnenprobe handelt, kommt man mit der nöthigen genealogisch-heraldischen Kenntniß und einem gewissen Aufwand an Zeit und Mühe häufig genug dahinter, was die Wappengruppe auf dem Kunstwerk zu bedeuten hat. Wie oft solche Ahnenproben auf Kunstwerken vorkommen, ist aus einer Abhandlung des Herrn von Oppell: „Die mit Wappen verzierten Altargeräthe der evangelischen Kirchen des Kreises Franstadt“ zu ersehen.

Die Auflösung einer solchen heraldischen Ahnenprobe, also die Ermittlung der Person, deren Ahnenprobe auf dem Kunstgegenstande durch die Wappen zum Ausdruck gebracht ist, die Ermittlung der Namen all dieser Ahnen gehört freilich zu den schwierigsten Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie. Musterhaft ist sie gelöst worden von Hermann Hahn in einer Abhandlung: „Die BrunnenSchale in der Burgruine Rannenstein bei Landstuhl“ (Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, 26. Jahrgang, Berlin, Carl Heymanns Verlag). Rannenstein ist die Feste, in der am siebenten Mai 1523 Franz von Sickingen starb. Da giebt es eine BrunnenSchale mit acht Wappen. Die Formen der Schale und der Wappen zeigen, daß sie der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts angehört. Ab-

gesehen von der Zahl Acht, wird schon deshalb ersichtlich, daß es sich auf dieser Brunnenchale um eine heraldische Ahnenprobe zu acht Ahnen oder um zwei solche zu je vier Ahnen handelt, weil die acht Wappenschilde sich bei näherer Betrachtung als vier Paare von Wappenschilden darstellen. Zahn hat mit einem großen Aufwand an Gelehrsamkeit und mit staunenswerthem Fleiß und Scharfsinn den meines Erachtens zwingenden Beweis geführt, daß es sich auf der Brunnenchale von Rannensstein um die Ahnenwappen des Franz Konrad von Sidlingen und seiner zweiten Gemahlin Alberta von Milendonk handelt. Hier liegen also thatsächlich zwei Ahnenproben zu je vier Ahnen vor. Da dieses Paar im Jahre 1565 die Ehe schloß, so ergibt sich, daß der Brunnen sicher nicht vor diesem Jahr errichtet worden ist. Da aber Alberta Franz Konrads zweite Ehefrau war und diese zweite Ehe kinderlos blieb, während Franz Konrad aus erster Ehe lebende Kinder hatte, so ergibt sich weiter der Schluß, daß er aus Rücksicht auf seine Kinder erster Ehe, sobald die zweite Frau verstorben war, keinen Brunnen mehr herstellen lassen konnte, der nur mit den Ahnenwappen seiner zweiten Gemahlin geschmückt war und nicht auch die Ahnenwappen der ersten Frau trug. Da Jene am fünfundzwanzigsten September 1564 starb, kann der Steinmetz nicht mit der Herstellung des Brunnens nach ihrem Todestage beauftragt worden sein. Die Brunnenchale ist also zwischen 1556 und dem fünfundzwanzigsten September 1564 in Auftrag gegeben worden. Das lehren uns die Wappen und deren Anordnung. Freilich war in diesem Fall die Lösung des Räthfels dadurch erleichtert, daß über jedem Wappen auch der zugehörige Familienname in den Stein gehauen ist (nicht der Personennamen). Doch diese Erleichterung ist sehr gering. Denn wer sich einigermaßen mit Wappenkunde beschäftigt hat, weiß genau, daß es nicht schwer ist, wenn man ein Wappenbild vor sich hat, an der Hand der großen Nachschlagewerke festzustellen, welche Familie dieses Wappen zu führen berechtigt war. Schwierigkeiten auch dieser Richtung entstehen nur dann, wenn mehreren Familien das selbe Wappen angehört. Als Beispiel führe ich an, daß sich in der Kirche zu Pforzheim das Grabdenkmal des Markgrafen Ernst von Baden und seiner Gemahlin Ursula von Rosenfels mit Ahnenwappen befindet. Der Umstand, daß die Familien Boecklin von Boecklinsau und Leutrum von Ertringen das selbe Wappen führen, hat zu der irrigen Annahme verleitet, ein Boecklin von Boecklinsau trete unter den Ahnen der Ursula von Rosenfels auf, während mir unzweifelhaft ist, daß dieser Ahne ein Leutrum von Ertringen war.

Die Aufgabe, eine solche heraldische Ahnenprobe ohne Personennamen aufzulösen, könnte man mit der Lösung eines Bilderräthfels vergleichen. Die Methode der Auflösung kurz zu schildern, ist unmöglich, weil für die Anordnung der Ahnenwappen nicht eine bestimmte Regel der Reihenfolge

gezogen hat, die sich überall nachweisen läßt; es gab in verschiedenen Gegenden verschiedene Systeme, die Reihenfolge anzuordnen. Vor allen Dingen muß natürlich gefordert werden, daß man unbefangenen vor die Aufgabe tritt. Nicht allzu schwer wird gewöhnlich sein, festzustellen, wo die Ahnenprobe anfängt. Sind acht Wappen auf einer Abendmahlskanne angebracht, so wird man annehmen können, daß die Ahnenprobe an der einen Seite des Henkels beginnt und an der anderen Seite endet; denn der Künstler wird die Wappen nicht so angeordnet haben, daß der Henkel der Kanne die Ahnenprobe zerschneidet. Einen weiteren Fingerzeig giebt der Umstand, daß man die Wappen eines Ehepaares und die darüber stehenden Helme, wenigstens in der guten Zeit der Heraldik, einander zuzuneigen pfliegte. Die Wappenbilder durften einander nicht den Rücken zuehren. So erkennt man wenigstens die zu einander gehörenden Wappenpaare, also Ehepaare, und kann bald feststellen, daß 8 oder 16 Ahnenwappen aus vier oder acht Ehewappenpaaren bestehen und welchen Familien diese Ehepaare angehörten. Hat man weiter keinen Anhaltspunkt, so muß man nun allerdings an die Genealogien der Familien herantreten und aus der nach dem Stil des Kunstwerkes in Betracht kommenden Zeit zu schließen versuchen, welche ehelichen Verbindungen es zwischen je zwei der Familien gab.

In ähnlicher Weise sind auch Fälschungen festzustellen. Die einfachste Form der Ahnenprobe ist natürlich die zu zwei Ahnen; sie enthält lediglich das Wappen eines Ehepaares. Sind zwei Wappen auf einem Kunstwerk durch Anordnung, Gegeneinanderstellung, Unterbringung unter dem selben Helm oder unter der selben Krone zweifellos als Ehewappen gekennzeichnet und läßt sich nachweisen, daß es eine eheliche Verbindung zwischen den beiden Familien, deren Wappen vorliegt, nie gab, dann liegt eben eine Fälschung vor. So wurde vor einiger Zeit in Berlin eine gemalte Glasscheibe mit den beiden Wappen zweier sehr vornehmen Adelsfamilien zu hohem Preis versteigert. Das Wappenpaar mußte nach der Anordnung ein Ehewappen sein. Eine eheliche Verbindung war zwischen den beiden Familien nachweislich nie geschlossen worden. Die Genealogie beider Familien kann als völlig aufgeklärt gelten, so daß es sich um ein unbekanntes Ehepaar nicht handeln kann. Die Wappenscheibe war also unzweifelhaft eine Fälschung.

Vor einigen Jahren wurde mir ein Messingkasten zur Prüfung der Echtheit vorgelegt. Auf dem Deckel war ein großes Wappen der bekannten Familie von A., auf den vier Seiten waren zusammen acht andere Wappen eingegraben. Aus dieser Anordnung war zu schließen, daß die acht kleineren Wappen eine Ahnenprobe zu acht Ahnen eines Mitgliedes der Familie von A. sein sollten. Es war mir nicht schwer, festzustellen, daß in der Familie von A. eine Ehe, die die aus den acht angebrachten kleinen Wappen ersicht-

liche Ahnenprobe ergeben konnte, nie geschlossen war. Alle denkbaren Möglichkeiten wurden berücksichtigt. Vergebens. Da das Messingkästchen selbst echt schien, mußte also wenigstens die Gravirung gefälscht sein. Durch diese Gravirung wäre, wenn sie echt war, der Werth des Kästchens verzehnfacht worden. Ich gelangte auf diesem rein genealogisch-heraldischen Wege zu der Ueberzeugung, daß eine Fälschung vorliege, und konnte die Familie von A., der das Kästchen zu hohem Preis zum Kauf angeboten wurde, vor beträchtlichem Schaden bewahren. Bald darauf hatte ich die Genugthuung, daß ein Kenner, Professor Emil Doepler der Jüngere, auf Grund der übrigen Ornamente, die in das Kästchen eingravirt waren, die Fälschung als zweifellos erkannte. Diese Ornamente waren nämlich nach einer Ornamentvorlage getreulich kopirt, die erst in unseren Tagen entdeckt worden und in der Zeit, aus der das Messingkästchen selbst stammte, völlig unbekannt war.

Großlichterfelde.

Dr. Stephan Sekule von Stradonitz.



Juristische Ferienkurse.

Der Vortragende Rath im preußischen Justizministerium Professor Dr. Bierhaus hat im vorigen Jahr die Einführung juristischer Ferienkurse angeregt. Die Aufgaben der juristischen Praktiker — so sagte er in einem Artikel der Deutschen Juristen-Zeitung — haben sich in unseren Tagen beträchtlich vermehrt. Um die deutsche Rechtspflege auf der Höhe zu halten, ist es nöthig, die Fortbildung der Richter und Anwälte mehr als bisher zu fördern. „Soll der Jurist den unzähligen Problemen gewappnet gegenübertreten, die die Fortschritte der Technik (immaterielles Güterrecht), die Neubildungen des Wirtschaftslebens (Trusts und Kartelle), die Zuspitzung sozialer Kämpfe (Dienstvertrag, Strike und Aussperrung), die Entstehung neuer Formen des Gütertauschs (Börseverkehr) aufweisen, so darf er sich nicht mit dem einst erworbenen Nützzeug juristischer Technik begnügen. Er muß die volle Herrschaft auch über die modernen Formen jener Technik besitzen. Die Rechtswissenschaft schwebt auch hier in Gefahr, ins Hintertreffen zu gerathen, wenn sie nicht das Beispiel anderer Wissenschaftszweige nachahmt und den Versuch macht, ein dort bewährtes Hilfsmittel in freier Fortbildung sich anzueignen. Es ist die Errichtung akademischer Ferienkurse. Wenn an allen oder an einigen Universitäten während der Gerichtsferien Rechtslehrer in einem etwa zweiwöchigen Kursus über die neuesten Erscheinungen des Rechtslebens, über den juristischen Gehalt neuer Gesetze, über neue Probleme der Wissenschaft, endlich über gesetzgeberische Fragen nicht in sich abgeschlossene, alle Einzelheiten umfassende, wohl aber über die wichtigsten leitenden Gedanken unterrichtende Vorträge hielten mit Hinweisen auf Literatur und sonstige Materialien, wenn mit diesen belehrenden Kursen Konversationskurse über die erörterten Fragen verbunden würden: so würde in die Kreise der praktischen Juristen ein Bildungstoff und ein Maß von Anregung getragen werden, die sich reichlich lohnen

würden.“ Im Anschluß an Bierhäus hat sich neuerdings auch der Amtsgerichtsrath Dr. Warnatich mit großer Wärme für die Errichtung juristischer Fortbildungskurse ausgesprochen. Er fordert, das Wort solle nun in die That umgesetzt werden, und schlägt vor, die ersten Kurse im Herbst dieses Jahres gleichsam als Vorbereitung für den vom neunten bis zwölften September in Berlin stattfindenden Juristentag abzuhalten. Auf diese Anregungen hin hat sich die Redaktion der Deutschen Juristen-Zeitung bereit erklärt, „die Angelegenheit in die Wege zu leiten“. Sie will versuchen, „die Veranstaltung von Ferienkursen kurz vor dem Juristentag, also etwa von der zweiten Hälfte des August ab, auszuführen“, und fordert die Juristen zu reger Betheiligung auf, um, wenn eine genügende Zahl von Anmeldungen eingegangen ist, einen oder mehrere geeignete Vortragende für die Sache zu gewinnen.

Man wird gegen die Einführung juristischer Ferienkurse gewiß wenig einzumenden haben. Kein Verständiger zweifelt daran, daß dem juristischen Praktiker die wissenschaftliche Fortbildung bringend noththut, daß er, um nicht zu rosten, ganz und gar nicht rasten darf. So wird man denn einer Einrichtung, die dieser Fortbildung dienen soll und in gewissem Maße auch zu dienen vermag, gern alles Gute wünschen. Nur soll man sich keinen Illusionen hingeben, soll sich vor dem Wlauben hüten, daß jetzt mit einem Male ein erlösendes Wort gesprochen und eine befreiende That zu erwarten sei. Der positive, praktische Nutzen der Ferienkurse wird im Gegentheil ganz bescheiden sein; und wenn es wahr ist, daß unserer heutigen Judikatur die Gefahr des Niederganges droht, so können die jetzt emphatisch begrüßten Ferienkurse diese Gefahr nicht abwenden oder auch nur aufhalten.

Zunächst erscheint es verfehlt, die Nothwendigkeit solcher Kurse, wie es regelmäßig zu geschehen pflegt, durch den Hinweis auf ähnliche bei den Medicinern erprobte Einrichtungen beweisen zu wollen. Wenn Adolf Stölzel, der ausgezeichnete Präsident der preussischen Justizprüfungskommission, in einem seiner im Wintersemester 1893/94 an der Universität Berlin gehaltenen Vorträge sagte, die Zuhörer möchten sich die Rechtsfälle, die er mit ihnen erörtern wolle, als Das vorstellen, was für den Mediciner seine Präparate, seine Kranken, seine Leichen seien, und wenn er von seinen Vorlesungen als von einer „juristischen Klinik“ sprach, worin lahme Eide, schielende Gänse und Dregleichen behandelt würden, so mag eine solche bildliche Ausdrucksweise erlaubt sein. Doch der Gebrauch der Medizin entlehnter, bei den Juristen neuerdings in Mode gekommener Redewendungen darf nimmermehr dazu führen, zwei so grundverschiedene Disziplinen wie Medizin und Jurisprudenz nach dem selben Rezept behandeln zu wollen. Was jener frommt, taugt deshalb noch lange nicht für diese. Schon der junge Mediciner im ersten Semester weiß, daß eine seiner wichtigsten Aufgaben in einem fleißigen Collegienbesuch besteht. Aus Büchern allein, und seien sie selbst so fesselnd und glänzend geschrieben wie Joseph Quercus „Lehrbuch der Anatomie des Menschen“, kann er sein Wissen nicht erwerben. Um ein anschauliches Bild von den Organen des Menschen, von Gestalt, Bau und Lage der Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße, Nerven und Eingeweide zu bekommen, muß er Leichen seziren und präpariren. Um sich über die Funktionen der einzelnen Organe zu unterrichten, muß er den physiologischen Versuchen

beimohnen. Um eine richtige Diagnose stellen zu lernen, muß er am Krankenbett sehen, wie man einen Menschen befühlt, behorcht und beklopft, welches Verfahren, welche Mittel man bei der Untersuchung zur Anwendung zu bringen hat. Mit eigenen Augen muß er sich überzeugen, welche pathologisch-anatomischen Veränderungen eine Krankheit bewirkt, welche lokalen Produkte sie hervorruft. Rein theoretisches Studium hilft in der Medizin wenig oder nichts. Anschauung und Übung geben dem abstrakten Wissen erst Farbe und Leben.

Und was von der Ausbildung des Studenten gesagt ist, gilt — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — auch für die Fortbildung des Arztes. Auch ihm nützt Bücherweisheit nicht viel. Will er sich mit neuen Untersuchungsmethoden vertraut machen, sich über den Gebrauch neuer Instrumente, etwa eines neuen Reflektorspiegels oder elektro-endoskopischer Beleuchtungsapparate unterrichten, will er die Fortschritte der Massagebehandlung, der Elektrotherapie kennen lernen oder sein Wissen auf dem Gebiete der Bakteriologie bereichern, so muß er wieder in den Hörsaal, in das Demonstrationzimmer des Dozenten treten, muß sich das von der alten Übung abweichende Verfahren sammt allen erforderlichen Handgriffen und technischen Mitteln zeigen lassen, muß — mit anderen Worten — an medizinischen Fortbildungskursen teilnehmen, deren Schwerpunkt nicht in akademischen Vorträgen, sondern im Anschauungsunterricht und in praktischen Übungen liegt. In der Rechtswissenschaft sind die Verhältnisse völlig anders. Ob der junge Jurist sein Wissen aus Büchern zu erlernen vermag, braucht hier nicht untersucht zu werden. Daß aber der wissenschaftlich herangebildete, durch seine Berufstätigkeit erfahrene Richter oder Anwalt sich über die neuen Rechtsgebilde und Rechtsprobleme eben so gut aus Zeitschriften und Büchern orientieren kann wie aus Vorlesungen und Besprechungen während eines zweiwöchigen Kurses, ist klar. Juristische Ferienkurse, die von Theoretikern abgehalten werden, können Praktikern nichts Anderes und nicht mehr bieten, als es die juristische Literatur vermag. Und auch nicht einmal insofern, als das lebendige Wort stärker wirkt als der tote Buchstabe, verdienen jene Kurse vor dem Studium der Fachliteratur den Vorzug. Denn für wissenschaftliche Themata gilt erst recht die alte Weisheit: das gesprochene Wort verhallt und wird vergessen, den Inhalt einer gedruckten Abhandlung dagegen kann man sich stets ins Gedächtnis zurückrufen. Auch wende man nicht ein, es sei den meisten juristischen Praktikern nicht möglich, die Fachliteratur zu verfolgen und so mit der Theorie in Fühlung zu bleiben, da Zeit und der Kostenpunkt hier ein unerbitliches Halt zuriefen. Noch vor einem Jahrzehnt mag dieser Einwand berechtigt gewesen sein; heute ist ers nicht mehr. Die juristische Literatur bestand bis zum Jahre 1896 — so weit nicht Monographien in Frage kommen — aus Spezialblättern, die sich entweder der Entwicklung eines bestimmten Zweiges der Rechtswissenschaft (des Handelsrechtes, des Strafrechtes) widmeten oder die Förderung eines der damals in Geltung befindlichen Sonderrechte zum Zwecke hatten. Diese Zeitschriften waren recht eigentlich gelehrte Erzeugnisse und enthielten zwar regelmäßig sehr umfangreiche wissenschaftliche Aufsätze, trugen dagegen den Interessen und Bedürfnissen der Praxis nur in geringem Maße Rechnung. Ihre großen wissenschaftlichen Abhandlungen hielten sich von doktrinärer Weitschweifigkeit nicht immer frei; und für den vielbeschäftigten Richter oder Anwalt, dem

das eine oder andere dieser Spezialblätter zur Verfügung stand, war es oft wirklich eine schwere Aufgabe, sich in die detaillirten, gründlichen, aber nicht immer fesselnd geschriebenen Erörterungen zu vertiefen. Da wurden in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre zwei Fachblätter gegründet, die wesentlich andere Zwecke verfolgten als alle früheren und in der juristischen Literatur eine völlig neue Zeitschriftenart zur Geltung brachten: die „Deutsche Juristen Zeitung“ und „Das Recht“. Diese Blätter weichen von den älteren rechtswissenschaftlichen Zeitschriften namentlich dadurch ab, daß sie sich von jedem Spezialismus fern halten und die sämtlichen das Rechtsleben irgendwie berührenden Gegenstände in den Kreis ihrer Erörterungen ziehen. An keiner bedeutamen juristischen Frage gehen sie achtlos vorüber; und da sie sich einer einfachen, schlichten Ausdrucksweise befleißigen, so wird der Jurist, der sich in ihnen über Rechtsfragen orientirt, schwerlich mit Jung Berner senzen:

Römisch Recht, gedenk ich Deiner,
 Siegt's wie Abdruck auf dem Herzen,
 Siegt's wie Mühlstein mir im Magen,
 Ist der Kopf mir Brettvernagelt.

Es giebt heute also vorzügliche Mittel, die verhüten können, daß der in der Praxis stehende Jurist der Rückständigkeit verfällt. Liest er eine der genannten Fachzeitschriften oder, besser noch, beide und sieht er sich daneben noch in der doch immerhin die eine oder andere Neuerscheinung enthaltenden Gerichtsbibliothek um, so wird ihm nicht leicht ein die Zeit bewegendes juristisches Problem verborgen bleiben; auf alle der Beachtung werthen Fragen des Rechtslebens wird er hingewiesen und über den Stand und die Aufgaben seiner Wissenschaft wird er stets gut und gründlich unterrichtet sein. Will er dann einen bestimmten Gegenstand, der ihm besonders wichtig oder interessant dünkt, noch genauer verfolgen und erforschen, so können ihm auch hier die „Deutsche Juristen-Zeitung“ und „Das Recht“ als Führer und Wegweiser dienen, da die Juristenzeitung eine sehr sorgfältig zusammengestellte Literaturübersicht bringt und „Das Recht“ nicht nur eine Bücherschau hat, sondern auch über den Inhalt aller bedeutamen Fachzeitschriften berichtet. Auch ohne den kostspieligen Besuch von Ferienkursen ist also dem Richter und Anwalt Gelegenheit gegeben, sich die Rüstzeuge zu verschaffen, mit denen gewappnet er den neuen Aufgaben der Wissenschaft erfolgreich entgegenzutreten vermag.

Nothwendig sind die Kurse also nicht. Und auch der Gewinn, den sie bringen werden, wird sich in bescheidenen Grenzen bewegen. Aller Voraussicht nach werden sich zu den Kursen in erster Linie die Juristen einfinden, die von dem ernstesten Bestreben erfüllt sind, ihr Wissen zu erweitern und zu vertiefen. Gerade sie aber verschaffen auch heute schon, ohne Ferienkurse, durch geeignete Lecture sich diese Bereicherung. Und die Anderen, die herbeikommen, weil die Kurse zu zweimonatigem Aufenthalt in Berlin die ersuchte Gelegenheit bieten, werden . . . nun, sie werden durch den Ferienunterricht ohne Zweifel die Förderung erfahren, nach der sie inbrünstig verlangen.

Chemnitz.

Vandrichter a. D. Ernst Mumm.



Chamberlain als Erzieher. *)

Die Haupttendenz Chamberlains macht begreiflich, daß ethnographische Exkurse einen großen Raum in seinem Werk einnehmen. Er behandelt Rassenunterschiede mit dem selben Respekt, mit dem die Metaphysiker früher ihre Wunderer, die Entitäten, behandelten. Sie begründen nach ihm absolute Verschiedenheiten der seelischen Anlagen, erzeugen Weltanschauungen, die durch Rassen getrennt sind. Jeder seiner Begriffe schillert zwar in allen Farben, aber durch alle Nuancenverschiedenheiten und Widersprüche blüht das heiße Bemühen, die Begriffe „Arisch“, „Indogermanisch“, „Slawo-eltogermanisch“, „Semitisch“, „Mongolisch“ als kontrastorische zu erweisen. In tausend Wendungen wird die „unvergleichliche Bedeutung“ der Rasse hervorgehoben. „Am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts durfte ein Gelehrter noch nicht wissen, daß die Form des Kopfes und die Struktur des Gehirnes auf die Form und Struktur der Gedanken von ganz entscheidendem Einfluß sind, so daß der Einfluß der Umgebung, wenn er noch so groß angeschlagen wird, doch durch diese Initialthatfachen der physischen Anlagen an bestimmte Fähigkeiten und Möglichkeiten gebunden wird. O Mittelalter! Wann wird Deine Macht von uns weichen? Wann werden die Menschen begreifen, daß Gestalt nicht ein gleichgiltiger Zufall ist, sondern ein Ausdruck des innersten Wesens?...“ Es ist daher, wie man sieht, von allergrößter Bedeutung, zu erkunden, welcher Rasse ein großer Mann — zum Beispiel Jesus von Nazareth, die mächtigste Individualität, die je gelebt hat — angehörte. Die Entscheidung Révilles und Renans: „Christus war Jude“ ist entweder ein Zeichen von Dummheit oder bewußte Lüge: Renan wußte es besser, verschwieg aber, aus Gefälligkeit gegen die ihm befreundete Alliance Israélite, die unbequeme Wahrheit, daß Jesus kein raffinierter Jude gewesen sein kann. Man beachte, daß Jude und Semit nicht gleichwerthige Begriffe sind. Doch soll die Wahrscheinlichkeit eines vorwiegend semitischen Stammbaumes groß sein, damit nämlich erklärlich werde: daß von Anfang an Etwas vom — Arier in ihm steckte; daß seine Leistung, das Christenthum, in die — indoeuropäische Geistesrichtung falle. Bei Paulus ruhen These und Beweis auf ähnlichen Fundamenten. Es möchte scheinen, daß hier, wie in unzähligen anderen Fällen, die Rassenzugehörigkeit aus moralischen Merkmalen zuertheilt werde. Der Beweis verläuft dann, im angezogenen Fall, etwa so: Jahrtausende vor Christo hat der Rigveda den Kern seiner Lehre ausgesprochen („Die Wurzelung des Seienden fanden die Weisen im Herzen“). Nun mangelt den Juden, als geborenen Rationalisten mit abnorm stark entwickeltem Willen, gerade dieser religiöse Instinkt, „den Kern der Natur des Menschen im Herzen zu suchen“, in auffallendem Maße. Also

*) S. „Zukunft“ vom 12. Juli 1902.

lasse sich rückwärts von den plis de la pensées auf die Gehirnwindungen und die entsprechende „organische Geistesanlage“ schließen. Wo also die anthropologischen Beweise fehlen, treten die moralischen stellvertretend ein. Der Verfasser ließ uns glauben, daß charakterologische Behauptungen („moralisches Arierthum“, „moralisches Semitenthum“) zunächst anthropologisch (oder zoologisch) bewiesen werden können. Der Beweis stößt auf unüberwindbare Schwierigkeiten. Nun wird plötzlich das Verfahren umgekehrt: die Behauptung wird zoologisch, der Beweis moralisch. Beide Verfahrensarten stehen aber, in behaglich naivem Wechsel, dicht neben einander. Réville hatte behauptet: der Mensch gehöre der Nation an, aus deren Mitte er hervorgegangen sei. Diese Anschauung rügt Chamberlain als absurd. Wird aber durch die Forschungen von Anthropologen und Linguisten (Kapel, Topinard, Ujfalvi, Reinach) die Existenz einer arischen Rasse stark in Zweifel gezogen, so zieht sich Chamberlain aus dem nüchternen Bereich der Schädelmessungen und philologischen Lüsteleien flugs in die Sphäre eines moralischen Arierthumes zurück: „Die Verwandtschaft im Denken und im Fühlen bedeutet auf alle Fälle eine Zusammengehörigkeit“ behauptet Ihering, „der große Rechtslehrer“, die angeerbte physische Struktur des Menschen — „denn Das ist wohl doch, was der Begriff Rasse bezeichnen soll“ — habe gar keinen Einfluß auf seinen Charakter, sondern einzig die geographische Umgebung, so daß der Arier, nach Mesopotamien verpflanzt, eo ipso Semit geworden wäre, so wird Chamberlain einfach grob. Handelt es sich um die Existenz der hypothetischen Arier, so muß Chamberlain, bei seiner genauen Kenntniß der wissenschaftlichen Ergebnisse der somatischen Anthropologie und Linguistik, zugeben, daß die Arier höchst wahrscheinlich gar kein Urvolk, sondern eine Erfindung der Studirflube seien; besonders, seit erwiesen ist, daß die Völker, die wir unter dem Namen „Arier“ zusammenzufassen pflegen, den verschiedensten Schädelbau und verschiedene Farben der Haut, der Haare und der Augen aufweisen, also von gleicher angeerbter physischer Struktur nicht die Rede sein kann. Aber Das war doch wohl, was der Begriff Rasse bezeichnen soll? An anderen Stellen wird auf Darwins free crossing obliterates character — fortdauernde Blutmischung richtet die stärkste Rasse zu Grunde — verwiesen, auf D'Israelis Erklärung: „Rasse ist Alles: es giebt keine andere Wahrheit. Und jede Rasse muß zu Grunde gehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingiebt“, auf die Geschichte der Juden, unter denen durch die Exile und die fortwährende Ausscheidung minderwerthiger Elemente in die Diaspora eine fortwährende Zuchtwahl den Durchschnittscharakter befestigte und erhöhte, besonders auf die Ergebnisse der Thierzüchtung, um zu beweisen, daß edle Rassen nicht aus beliebiger Vermischung, sondern aus den naheverwandten Typen edler, reinen Rassen gezüchtet werden. Diese Ausführungen im Kapitel „Völkerchaos“ sind reich

an fesselnden Bemerkungen und scharfsinnigen Kombinationen, die, gestützt auf eingehende geschichtliche Studien, in der Aufstellung von vier Grundgesetzen gipfeln, die die Entstehung edler Rassen beherrschen sollen. Das sind 1. vortreffliches Material; 2. Inzucht; 3. Zuchtwahl; 4. beschränkte Blutmischung zwischen nächstverwandten Elementen. Es giebt, scheint Chamberlain zu meinen, eine anthropologische Affinitätskala unter den verschiedenen Völkern. Da aber stoßen wir plötzlich auf das Zugeständniß: die Forschung häuften täglich neues Material, das wahrscheinlich mache, daß ganz unverwandte Typen (Virchow's berühmte Praekelten, nach Huxley, Ammon und Anderen: Turanier) von je her in unseren heutigen, sogenannten arischen Nationen reichlich vertreten seien, „wonach man höchstens von einzelnen Individuen, nimmer von einem ganzen Volk sagen dürfte, es sei arisch.“ Thatsächlich geht, nach den neuesten anthropologischen Untersuchungen, das typisch Germanische (der Längsschädel, der hohe Wuchs, blondes Haar, blaue oder graue Augen) immer mehr zurück, das Turanische nimmt immer mehr zu. Für Baden sollen die Gräberfunde aus der Zeit der Völkerwanderung für diese 69,2 Prozent Langköpfe, 9,4 Prozent Rundköpfe ergeben haben; jetzt ist das Verhältniß wie 10,4 (L) zu 40,3 (R). Nach Huxley sind rein arisch, treffen also alle Merkmale der reinen Rasse zusammen bei 1,45 Prozent; rein turanisch sind 0,39. Ein typisch taciteischer Germane ist daher in Baden eine rein atavistische Erscheinung. Das scheint zu beweisen, daß die heute führenden Kulturnationen (die indogermanischen) aus der Vermengung anthropologisch ferner und fremder Elemente entstanden sind. Ammon folgert — aus Einzelheiten, auf die ich hier nicht näher eingehen kann —, daß in den oberen Schichten der Bevölkerung, den führenden Klassen, der germanische Typus überwiege und daß ihnen die ganze geleistete Kulturarbeit gutzuschreiben sei. Ähnlich Chamberlain. Er scheint zu meinen, daß, ehe der Aberglaube an „gleiche Menschen“ den sozialen und ethnographischen Mischmasch erzeugt habe, die Herrtarasse der ethnographisch minderwerthigen Rasse differenzirt gegenübergestanden und ihr mit ihrem Erbreichthum an Kraft, an Seele, an Geist, an Kulturtrieben ihre Werthe, ihre Lebensoptik aufgezwungen habe. Der Kampf, den das Germanenthum in ganz Europa gegen seine Feinde auszufechten hat, von denen es sich überall bedroht sieht, ist schon nicht mehr ein Kampf zwischen feindlichen Brüdern, sondern zwischen feindlichen Rassen, wobei nicht an die paar Juden, sondern an die europäische unarische Urvölkerung und die Westjäger aus dem Völkerchaos zu denken ist. Es ist ein Kampf gegen die Ueberherrschchaft der Heerdeninstinkte der Sklaventassen. „Aber Ihr habt die Zahl für Euch, und insofern Ihr tyrannisiert, wollen wir Euch den Krieg machen.“ Wir stecken manchmal wirklich schon tief im Riesische drin; natürlich lehnt ihn Chamberlain mit Entrüstung ab: er weiß

nicht, wie sehr er mit seinem Werthunterschiede physiologisch begründenden Rassenfanatismus sich ihm nähert. Germanisch ist gleichbedeutend mit Aristokratisch; und daß der Aristokratismus die Zahl, die Vielzuvielen, gegen sich hat, versteht sich. Der Germane ist der ethnographische Uebermensch, begabt mit einem Uebermaß von Kraft für Schönheit, Tapferkeit und Kultur, — freilich auch für Moral und Civilisation: was bei Nietzsche sich ausschließt, läuft bei Chamberlain scheinbar eintönig neben einander her. Uebrigens ist es nur natürlich, daß Nietzsche dem Ausnahmemenschen die Ausnahmerasse an die Seite stellt; doch ist die Verwerthung des Gedankens durch Abgründe von der bei Chamberlain getrennt: sein Mensch der Zukunft ist europäisiert und entnationalisiert; seine Kraft liegt in der Emanzipation von den nationalen Vorurtheilen (Herdeninstinkten); sein Vorrecht ist ein unvergleichliches Geschenk der individualisirenden Natur. Chamberlain dagegen sieht die andere Seite des Verhältnisses und sagt sehr schön: Das menschliche Individuum kann nicht als Brettstein beliebig vertauscht werden, sondern nur als Theil eines organischen Ganzen sein Bestes geben, seine höchste Bestimmung erfüllen. Das aber konnte Ziel erst werden nach dem Durchgang durch eine nationalitätslose Zeit; durch eine Zeit, in der die germanischen Staatenbildner ihre Ideale, ihre Kultur aus Hellas und Judäa bezogen und als Glieder der allumfassenden Kirche das Organisiren lernten. Es grenzt daher schon fast an Blindheit, das „aus der Rassenvermischung und dem antinationalen Universalwahn hervorgegangenen Chaos“ ausschließlich für eine Quelle des Unheils zu halten. Schon deshalb irrt diese Auffassung, weil Jeder fühlt, daß der Nationalismus höchstes Ziel nur bleiben kann, wenn zwischen den nationalen Instinkten und den durch Christenthum, moderne Wissenschaft und kapitalistische Verkehrswirtschaft erzeugten und wahrgenommenen kosmopolitischen Bedürfnissen des differenzirteren Europäers ein anderer Ausgleich gefunden wird als der durch nationalen Terrorismus decretirte.

Nun: über dieses ungeheure Problem, die Quelle der tiefsten politischen Zeitfragen, sieht Chamberlain hinweg. Er stellt dafür die Bedeutung der „reinen, edlen“ Rasse in den Vordergrund. Als er sieht, daß dieser Begriff, in Folge des uns bekannten ethnographischen Thatsachenbefundes, sich nicht glatt konstruiren läßt und in das dornigste Gebiet moderner Wissenschaft führt, giebt er der Wissenschaft für einmal ungnädigen Abschied und bescheidet sich: „Ist nicht Rasse Menschen im Herzen?“ Rasse: Das heißt: Nation. Das ist zwar etwas ganz Anderes, da diese, bei politisch-geographischer Abgeschlossenheit, thatsächlich eine sogenannte völkerpsychologische Einheit bilden kann, es aber in ganz Europa keine einzige Nation giebt, die nicht aus ethnographisch heterogenen Bestandtheilen gemischt wäre. Erst hieß es: nur die aus nah verwandten Elementen entstandene Rasse gebe Größe, gebe Ueber-

schwängliches. Jetzt muß dieses Ueberschwängliche schon die Nation verleihen. Das Resultat scheint mager; aber „eine der verhängnißvollsten Verzierungen unserer Zeit ist die, die uns dazu treibt, den sogenannten ‚Ergebnissen‘ der Wissenschaft ein Uebergewicht in unseren Urtheilen einzuräumen.“ Mit diesem Ausfall à la Brunetière nimmt zwar unser Gewährsmann den Wind aus den Segeln des Schiffleins, auf dem er durchs Leben zu steuern versprochen; und es wäre ein Leichtes, Hunderte seiner markantesten Stellen gegen ihn zungen zu lassen. Aber ich denke nicht daran, ihm diese biedermännische Argumentation zu verübeln; wenn nur das Thema so behandelt würde, daß das erstrebte Ziel: Kulturgeschichte aus rassenphysiologischen Gesichtspunkten neu zu konstruiren, eine neue Werthskala auf dieser Grundlage zu errichten, konsequent im Vordergrund bliebe. Rasse — oder Nation?! — sei Alles: Einheit der Herkunft wie Gleichheit des Zieles; das Band, das die ungleichsten Kräfte, das Genie und Heerdenmenschen in die gleiche überindividuelle Richtung spannt; der unergründliche Untergrund, aus dem sich das „Wesentliche“ an den Handlungen, Ueberzeugungen, Glaubensvorstellungen der Einzelnen „erklären“ oder ableiten und diesem die nationale Gebundenheit als notwendige Bestimmung, als Quelle und Norm seiner Aufgaben, als Quintessenz seiner „Menschenrechte“ ewig vorhalten läßt. Der Leser fühlt, hoffentlich mit Abcheu, welcher Abgrund zwischen dieser physiologischen Geschichtsphilosophie und dem anarchistischen Grundsatz Fichtes klast: „Das Ich ist Alles“. Der edelgezüchtete Mensch, der im Ideengestrüpp strauchelt, achte nur auf seinen Rasseninstinkt; der trägt und belügt nicht, „die Tyche seines Stammes weicht nicht von seiner Seite: sie trägt ihn, wo sein Fuß wankt, sie warnt ihn, wie der sokratische Daimon, wo er im Begriff steht, auf Irrwege zu gerathen, sie fordert Gehorjam und zwingt ihn oft zu Handlungen, die er, weil er ihre Möglichkeit nicht begriff, niemals zu unternehmen gewagt hätte“ (Goethe). Also keineswegs das Allgemeinmenschliche, sondern das historische und anthropologisch Bedingte macht selig, — die Umkehrung des sichtsichen Satzes: „Nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische, macht selig.“ Aus dieser Präformation und Prädestination der individuellen Seele giebt es nach unserem Gewährsmann kein Entkommen, wenigstens dem Prinzip nach; denn er muß an sehr markanten Stellen wieder zugeben, daß dieser so unerbittliche Mechanismus der physiologischen Natur sich doch durchlöchern lasse, muß betrübt vermerken, „wie später gerade Germanen sich umgarnen und zu Kriatern der antigermanischen Mächte machen ließen.“ Eine Natur, die das Gegentheil von Dem wirken kann, was sie wollen muß, — vor solchem Gedanken wird Einem bang. Doch lassen wir die Anforderungen jener „logischen Pünktlichkeit“ der Begriffe, die Kant an Herders Ideen bekanntlich so schmerzlich vermigt hat. Welcher Tendenz sie geopfert wird, bleibt stets deutlich. Und

wenn wir bei Fichte, dem alternden, seine Weltanschauung endgiltig formulirenden, die Aeußerung finden: „Mögen die Erdgeborenen, die in der Erdscholle, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben: sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt; der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht“, so wird gesunder Rasseninstinkt sie sofort als die eines unarischen Geistes erkennen und in Bann thun. Man beachte wohl: in dieser Rassenprädestinationlehre, in dieser Abwehr aller freien Willensbestimmung (Autonomie der Vernunft) steckt der reinste Naturalismus, der allergrößte Materialismus, der irgendwo und irgendmann zu geschichtsphilosophischem Gebrauch gelehrt wurde. Houston Stewart Chamberlain bekennt ihn . . .

Aber nur den? Ich setze eine Stelle her, keine von den vielen, die von einem Augenblick geboren, vom nächsten verschlungen werden; sondern einen Wegweiser durch Chamberlains Ideenland, einen höchsten Aussichtsturm über Welt, Leben, Geschichte. „Die Geburt Jesu Christi ist nun das wichtigste Datum der gesammten Geschichte der Menschheit. Keine Schlacht, kein Regierungsantritt, kein Naturphänomen, keine Entdeckung besitzt eine Bedeutung, die mit dem kurzen Erdenleben des Galiläers verglichen werden könnte; eine fast zweitausendjährige Geschichte beweist es und noch immer haben wir kaum die Schwelle des Christenthumes betreten. Es ist tief innerlich berechtigt, wenn wir jenes Jahr das erste nennen und wenn wir von ihm aus unsere Zeit rechnen. Ja, in einem gewissen Sinn dürfte man wohl sagen, eigentliche ‚Geschichte‘ beginne erst mit Christi Geburt. Die Völker, die heute noch nicht zum Christenthum gehören — die Chinesen, die Inder, die Türken u. s. w. —, haben Alle heute noch keine wahre Geschichte, sondern kennen auf der einen Seite nur eine Chronik von Herrscherhäusern, Megeleien und Vergleichen, auf der anderen nur das stille, ergebene, fast thiermäßig glückliche Hinleben ungezählter Millionen, die spurlos in der Nacht der Zeiten untergehen. Ob das Reich der Pharaonen im Jahr 3285 vor Christo oder im Jahr 32850 gegründet wurde, ist an und für sich belanglos; Egypten unter einem Ramses zu kennen, ist das Selbe, als kenne man es unter allen fünfzehn Ramesiden. Eben so verhält es sich mit den anderen vorchristlichen Völkern (mit Ausnahme jener drei, die zu unserer christlichen Epoche in organischer Beziehung stehen und von denen ich gleich reden werde): ihre Kultur, ihre Kunst, ihre Religion, kurz, ihr Zustand mögen uns interessieren, ja, Errungenschaften ihres Geistes oder ihrer Industrie können zu werthvollen Bestandtheilen unseres eigenen Lebens geworden sein, . . . ihrer Geschichte jedoch, rein als solcher, fehlt das Moment der moralischen Größe, jenes Moment, durch das der einzelne Mensch veranlaßt wird, sich seiner Individualität im Gegensatz zur umgebenden Welt bewußt zu werden,

um dann wieder — wie Ebbe und Fluth — die Welt, die er in der eigenen Brust entbedt hat, zur Gestaltung jener äußeren zu verwenden. Der arische Jnder zum Beispiel, in metaphysischer Beziehung unstreitig der begabteste Mensch, den es je gegeben, und allen heutigen Völkern in dieser Beziehung weit überlegen, bleibt bei der inneren Erleuchtung stehen: er gestaltet nicht, er ist nicht Künstler, er ist nicht Reformator, es genügt ihm, ruhig zu leben und erlöst zu sterben, — er hat keine Geschichte.“ Die Erscheinung Christi gewinnt so die entscheidende Bedeutung einer markanten Zeitscheide und eines obersten Werthmessers: sie scheidet die Zeiten in nachchristliche und vorchristliche und stempelt den Thatfachen ihren Werth auf, je nach dem Mehr oder Weniger ihres christlichen Charakters. Daß Thatfachen des europäischen Kulturkreises einen Kulturwerth haben können ohne eine positive Beziehung zum Christenthum, leugnet Chamberlain in dem allerwichtigsten Kapitel seines Werkes, das der Erscheinung Christi gewidmet ist. Die Kapitel über Religion und Weltanschauung bewegen sich in ähnlichen Vorstellungen. Kultur ist nur dort vorhanden, wo sie von der inneren Erfahrung her bestimmt ist. Jeder weiß, von welchen Urthatfachen diese ausgeht (vom Sündentrieb und dem Bedürfniß nach Erlösung von ihm), und daß sie eine Aenderung der Willensrichtung herbeizuführen trachtet: eine Abkehr vom Sinnlichen, eine Erlösung durch den Glauben, eine Befreiung durch die Gnade. Man weiß, wie durch dieses Verhältniß zur angeborenen Natur alle Lebenswerthe unter eine neue Optik gestellt sind; und wer nicht einsieht, daß dadurch aus der Werthbetrachtung und Werthordnung alle ethnographischen und anthropologischen Bestimmungsgründe ausgeschlossen werden, wer nicht begreift, daß die christliche Werthskala raum- und zeitlos ist, daß sie überall und immer gilt und, prinzipiell wenigstens, zu den von unten, von den Sinnen, dem Fleisch, dem Sündentrieb aus geschaffenen Lebensordnungen in einen unüberbrückbar feindlichen Gegensatz tritt, diese prinzipiell verurtheilen muß, — mit Dem ist ernstlich nicht zu reden.

C'est à tes jugements à prouver tes idées; und umgekehrt. Ich widerstehe der Versuchung, Ideen und Urtheile Chamberlains noch eingehender zu prüfen, obwohl ein Buch von Notizen dazu lockt; ich wünsche mir keine Leser, die durch das mitgetheilte Nebeneinander kontradiktorischer Gedanken und Bekenntnisse nicht längst schon zum Verzicht auf die Hoffnung veranlaßt worden sind, Etwas wie einheitliche Weltanschauung oder, bescheidener, einheitliche Maßstäbe zur Beurtheilung des bisherigen Kulturverlaufes und der Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts von Chamberlain zu erhalten. Seine Millionen Worte gravitiren nach zwei Polen: dem transzendent sittlichen und dem materiell sinnlichen, seiner Verleugnung. Es gilt, eine Weltanschauung zu konstruiren. Aus welchem Material? Vom Boden aus oder

vom Himmel her? Vom Blute aus oder von der Idee her? Vom engen Bezirk der Rasse oder von der Menschheit her? Und sind unsere Werthe ethnographisch determinirt oder nach Herkunft und Bestimmung überindividuell? Auf jede dieser Fragen antwortet unser Gemüthsman mit einem unentwirrbaren Knäuel von Ja und Nein, von Nein und Ja. Aber nicht in der Art eines Effektiers, der entgegengesetzte Standpunkte zu vereinen, in einer Synthese die Gegensätze aufzuheben strebt. Das kann er nicht, da er sie mit äußerster Behemung als absolute, als in der Sache, nicht im Worte liegend, darstellt. Er sagt: Seit dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte pflanzte sich ihrer Art, ihrer ganz eigen gebildeten Sitte eine fremde Lebens- und Werthbetrachtung auf: die christlich-orientalische. Die meisten inneren Ersütterungen, fast alle Reformationen und Revolutionen stammen daher, — daher, daß diese Werthbetrachtung gewissermaßen dem Kreislauf des germanischen Blutes zuwider läuft; daß die neue Sittlichkeit wie ein Fremdkörper im Blute empfunden wird; daß die nazarenische Lebensstimmung mit der thatsächlichen Entwicklung der Kultur und Civilisation bei den germanischen Völkern nicht eigentlich verträglich ist. Nun kann man diese Entwicklung als Versuch darstellen, diesen Fremdkörper auszuscheiden. Nietzsche unternimmt diesen Versuch, — im Grunde konsequent, da er außer Stande ist, irgend welche wohlthätige kulturfördernde Beziehung zwischen „sagenden“ Rassen und Individuen und dem Christenthum anzuerkennen. Die von Saft und Kraft strotzenden Stellen im Chamberlain, Perioden von großer Wucht, weisen in die selbe Richtung, verrathen eine ähnliche Gemüthsstimmung allem Ungermanischen gegenüber: sein Blut, seine angeborenen Instinkte empören sich gleichsam gegen den Orient als Lichtbringer: *Ex septentrione lux*, ruft er frohlockend. Eine Assimilation kann nur dann eintreten, ist prinzipiell nur dann möglich, wenn der occidentale und der orientalische Mensch unter der Kruste verschiedener Eigenschaften eine ähnlich beschaffene und bedürftige Psyche haben. Kants höchste Normen und Werthe sind zeit- und raumlos. Eben so Platons. Eben so Spinozas; Chamberlain freilich hält ihn für einen typisch unarischen Geist, citirt, um dessen Rechtsvorstellungen als unarische zu brandmarken, einige Sätze der Ethik, interpretirt sie in einer Sinn und Zusammenhang lächerlich entstellenden Weise und kann überhaupt nie die Neigung unterdrücken, diesen unjüdischsten aller großen Juden, dieses unvergleichlich hohe und reine, von Lessing, Goethe, Herder, Schleiermacher, Fichte, Schelling und den erlesensten ihrer deutschen Gesinnungsgenossen vergötterte Philosophengemüth wie „einen toten Hund“ zu behandeln, ohne im Geringsten zu ahnen, daß die angeschwärmzten Stellen fast bis auf den Wortlaut von seinem Landsmann Thomas Hobbes aus Walsmebury stammen. Aber Jesus Christus gilt ihm doch mehr als Alle und Alles; und daß ein

Mann, der mit so viel Geist, Liebe und Hingabe sich in Christi Lehre und Leben versenkt hat, ihre absolute Unverträglichkeit mit allem Anthropologischen und Ethnographischen nicht herausgeföhlt hat, wird stets ein psychologisches Räthsel bleiben. Ja, wo er sich von seinen Instinkten treiben läßt, protestirt Chamberlain, wie immer wieder betont werden muß, eigentlich fortwährend gegen die platonische und christliche Anschauung, die er doch wieder der spezifisch germanischen Weltbetrachtung zu Grunde legt. Er konstatirt, scheinbar mit heimlicher Freude, daß da und dort unter christlichem Gewande heidnische Vorstellungen fortleben. Er stellt das seit anderthalb Jahrtausenden am Marke der germanischen Völker zehrende Antigermanische immer so dar, als ob es wie durch eine Pest aus dem Orient eingeschleppt sei; der Leser wird sich erinnern, daß römische Historiker (Rutilius) unter solchem Bilde des Nazareners Lehre darzustellen liebten. Warm, tief und leidenschaftlich bewegt wird sein Vortrag erst da, wo er den kräftigen, aber stacheligen Witwuchs heimischer Sitte schildert, ihre kriegerisch robuste Kraft, ihren Drang, zu gestalten, sich auszubreiten, über Dinge und Menschen zu herrschen, ihren Hang nach Abenteuer und Entdeckungen, die Diesseitigkeit ihrer Wünsche und Hoffnungen, die gleichsam physiologische Herkunft ihrer Schöpfungen und Werthe. Es ist verblüffend, plötzlich zu vernehmen: zum eigentlichen „urchristlichen“ Protestantismus hätten die Germanen keine Anlage, der sei Erzeugniß des Paulus und der Paulinisten; — verblüffend, weil tausend andere Stellen gegen solche Ergüsse protestiren. Aber man sieht, wo alles Das hinaus will, hinaus muß: auf die Konstruktion weltbeherrschender Werthe, auf die Keugnung der Erlösungsmoral und ihrer Jenseitigkeiten, auf den übrigens mit nicht geringem Erfolg unternommenen Nachweis, daß die mit Phantasie so stark begabten Germanen die heutigen Träger aller Civilisation und Kultur seien. Man begreift nun, wie Chamberlain entzückt Beethovens Wortreproduziren konnte: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor Andern auszeichnen“. Bei der Bildung der Nationalstaaten im Mittelalter wird die Wirksamkeit dieses Prinzipes so dargelegt, daß sich der Leser an Napoleons berühmtes Wort erinnert föhlt: „Die Geseze gleichen den Standbildern gewisser Gottheiten: man verhäßt sie bei manchen Gelegenheiten“. Aber schade: nicht lange dürfen wir dies Schauspiel einheitlicher Kulturbetrachtung genießen; bald schwimmen wir wieder in moralinsauerm Wasser; die Rassenzuchtwahl, die ethnographischen Werthe werden über den Haufen gerannt und das Panier der transszendenten, vom Jenseits stammenden, ins Jenseits führenden Weltanschauung flattert von allen Zinnen des Gedankenbaues. Ex oriente lux. Es ist tröstlich, daß der Verfasser auf dem Umweg über tausend Seiten Großoktav zum alten Bekenntniß sich zurückfindet. Aber wozu dann der Lärm?

Selbstanzeigen.

Die Grundzüge und das Wesen des Unendlichen in der Mathematik und Philosophie. V. G. Teubners Verlag.

Seit undenklichen Zeiten macht der Menschheit die Anschauung und der Begriff der Unendlichkeit zu schaffen. Die Unendlichkeit des Raumes, manchmal auch der Welt, scheint Vielen beinahe sinnlich anschaulich zu sein, wenn sie die Sterne betrachten. Sicher aber verweist die Anschauung, der kontinuierliche Zusammenhang des Räumlichen, die Vorstellung von immer kleineren und größeren Raum- und Körpertheilen auf Etwas, woraus man den Begriff des Unendlichen bilden möchte. Aber so alt der Begriff ist, so alt ist der Streit darüber; und wenn auch die Wissenschaft viele alte Streitfragen entschieden hat: die Frage der Unendlichkeit ist nicht beantwortet. Zu meinem Buch gebe ich natürlich auch eine Uebersicht über die verschiedene Auslegung bis heute, besonders, um zu zeigen, daß bis jetzt von einer Einigkeit nicht einmal in der Mathematik die Rede sein kann, die doch seit Leibniz und Newton, seit Begründung der sogenannten höheren Mathematik, der Differential- und Integralrechnung das unendlich Kleine als ihren Hauptbegriff betrachten muß. Nicht nur im gewöhnlichen Leben kann sich Niemand dem Nachsinnen über Ewigkeit und Unendlichkeit ganz entziehen; selbst in den einfachen Fragen der Schule, im Feststellen des Begriffes der Parallelen, des Winkels, des Bruches $0:0$, in der Berechnung eines Kreises, der Pyramide, der Kugel u. s. w. spielt das Unendliche eine sehr anregende, aber auch in schwerem Sinnen und in Streitigkeiten versetzende Rolle. Mein Buch sucht zunächst alle diese Fragen in der Mathematik eingehend zu behandeln, und zwar auf einem selbstgefundenen Wege. Es giebt bei dieser Gelegenheit anschauliche Methoden, um Vorstellungen, wie die der Berührungen von Geraden und Kurven, sogenannter Osulation, nicht nur, wie bisher, durch Rechnung, sondern durch unendlich kleine Größen genau unterscheiden und klären zu können. Es findet dabei große Gruppen neuer, bisher nicht bekannter Größen, nämlich solcher, die nicht schlechthin unendlich groß oder unendlich klein sind, sondern die zwischen dem Endlichen und jenen liegen und doch ganz bestimmten Grundzügen gehorchen. Allgemeinstes Interesse wird der philosophische Theil beanspruchen dürfen. Wie die ersten Grundlagen jeder Wissenschaft zugleich der Philosophie, insbesondere der Lehre vom Sein, der Metaphysik, angehören, so kann auch der Begriff der Unendlichkeit kein ganz abgeschlossen mathematischer sein, wenn auch die Mathematiker zum Theil versuchen, sich von der Philosophie zu emancipiren. Ganz gelingt es niemals. Insofern werden auch Resultate der Unendlichkeitlehre in der Mathematik allgemeiner gültig sein und in naher Beziehung stehen zum Unendlichen beim Gottesbegriff, in der Physik u. s. w. Das Buch will nicht etwa die große Zahl der philosophischen Systeme vermehren, deren Fänder auf ihre Lehre schwören und alles Andere verworfen. Vielmehr geht eine neue Lehre durch das Ganze, eine Auffassung der Metaphysik, nach der keine einzige Grundlehre vom Sein einen Beweis für ihre Richtigkeit führen, sondern nur nach Widerspruchlosigkeit und damit nach Möglichkeit streben kann.

Dr. Kurt Weßler.

Herbst. Gedichte. Umschlag von Schartmann. Verlag Schuster & Köffler, Berlin. Preis 2 Mark.

Willkommen, mein stolzer, mein wilder Gesell!
 Zieh den Wolkenschleier, den dunkeln,
 Der Sonn' übers Antlitz; sie lacht so grell.
 Laß das Gold Deiner Lieder funkeln,
 Greif' in die Harfe . . Wie tönt sie schrill!
 Die kreischenden Vögel werden still.

Treib die Blätter hinweg, sie sind verfenzt,
 Der Blumen schreiende Pracht.
 O die Gluth, die der Erde die Farben mengt,
 O die Gluth, — wie sie elend macht!
 Nimm sie mit auf wehendem Flügel,
 Du Sturm, mit verhängtem Flügel.

Wenn Dein heiliger Zorn sie reingefegt,
 Die Welt, von Liebe und Sünde,
 Wenn, des Schmuckes beraubt, sie sich kaum bewegt,
 Dann schmilzt Dir am Herzen die Rinde.
 Mein Herbst, dann sitzest Du, wie einst,
 Die Wildheit zerbrochen, am Grab und weinst.

Miriam Ed.



Standpunkte. Satiren und Fabeln. Dresden 1903. E. Piersons Verlag.

„Ich bin treu und Du bist falsch,“
 Sprach der Hund zur Kaye.
 „Ich bin klug und Du bist dumm,“
 Sagt die Kay' zum Hunde.

Diese das Buch einleitenden Verse sollen erklären, weshalb ich den so wenig klingenden Titel „Standpunkte“ für das Buch gewählt habe. Da kommen nämlich Standpunkte zur Sprache, die vielfach eingenommen werden; manchmal auch solche, die ein gewisses Recht darauf haben, eingenommen zu werden; und zwischen den Zeilen ist oft mein eigener Standpunkt zu finden. Ihn der Welt zu zeigen, halte ich nicht für unbedingt nöthig. Auch sonst lagen keine zwingenden Gründe vor, das Buch zu schreiben. Aber ich wollte gern einmal ein Buch schreiben; sagen wir: um mein Selbstgefühl zu stärken — Eitelkeit würde weniger gut klingen —, und da kramte ich denn einige Gedanken zusammen, brachte sie in passable Form und schrieb sie nieder. Hier eine Probe: „Ich kann am Höchsten von Euch Allen fliegen,“ sagte der Adler. „Ja, am Höchsten wohl. Doch fliegst Du schlecht. Ganz anders, als es unsere Schule lehrt!“ So sagte der Sperling, ein allgemein anerkannter Kritiker.

Hamburg.

Felix Heilbut.



Adonis. Ein Idyll in drei Gesängen. Neue Literatur-Anstalt in Wien.

Ich singe nicht von Männerstreit und Waffen,
Nicht rauhem Tosen ist mein Lied geweigt;
Ich will ein lachendes Idyll nur schaffen
Aus unsrer Erde Rosenjugendzeit.
Laßt künden mich von den vergangenen Tagen,
Da Pan auf seiner Springflöte blies
Und Erdenfeln noch Erdenglück verhieß,
Ohne das Heute dabei anzuklagen.

Mein Sang erzählt von längst verschwundenen Aeren,
Von liebetrunken Göttertändelei,
Von halbverklungenen, fast vergessnen Nären, —
Die alte Welt ist immer wieder neu.

Wien.

Josef Schicht.

Aus zwei Welten. Gedichte. Selbstverlag. Verkaufsstelle: C. Witter,
19 South Broadway, St. Louis, Mo.

Die Herausgabe deutscher Gedichte ist in Amerika ein so unsicheres Geschäft, daß der Dichter sie auf eigene Rechnung und Gefahr zu bewerkstelligen hat. Bücher dieser Art sind Luxusausgaben, wenn auch nicht der äüheren Erscheinung nach. Als solche Luxusausgabe stellt sich meine Sammlung vor, die, wie der Titel andeutet, ihr Stoffgebiet über die alte und die neue Welt erstreckt und deren hundert Gedichte sechs Gruppen bilden: Oden, Balladen, Lieder, Satiren, Glossen und Epigramme, Betrachtungen. Bei der Behandlung dieser verschiedenen Gattungen der Poesie habe ich mich nicht überall an das Persönliche gehalten. Nur drei der Balladen haben historische Unterlage (Washington in Newburgh, Miramar, Der Gefangene von Sedan), während eine vierte (Der Sergeant von Bourg-la-Reine) lediglich als Gefäß meiner Ansichten über Krieg, Nord, Todesstrafe und Thierquälerei diente, die übrigen aber Gleichnisse in Balladenform sind. Die Glossen haben mit der in der spanischen Poesie gepflegten zierlichen Spielerei, wie sie durch die beiden Schlegel auch in die deutsche Literatur eingeführt und namentlich durch Uhland weitergebildet wurde, nichts gemein; sie sind im Sinn der Umgangssprache ein Mittelglied zwischen Satire und Epigramm . . . Von den mir zu Gesicht gekommenen Besprechungen meiner Gedichte will ich nur die aus der londoner „Westminster Review“ erwähnen, weil dort nach überaus wohlwollender Kritik zum Schluß bemerkt wird: „Der Dichter, obwohl teutonischer Abstammung, ist ein leidenschaftlicher Bewunderer Amerikas“. Nun, so leidenschaftlich ist diese Bewunderung nicht, wenn ich auch alles Nühmenswerthe gern rühme an einem Lande, das mir und vielen anderen Deutschen, ja, den Enterbten der ganzen Welt Schutz und Existenzfähigkeit gewährt. Außer der Ode „An Amerika“, die vermutlich die Bemerkung veranlaßt hat, sind in der Sammlung Gedichte enthalten, die tadelnswerthe oder lächerliche Seiten Amerikas und der Amerikaner nicht verschonen.

St. Louis.

Berthold Ralfus.

Pariser Kunst.

In dieser Saison gab und giebt es ein paar schöne Sachen. Man hat Maeterlind aufgeführt und eine Gesamtausstellung der Werke Lautrecs veranstaltet. Gesamtausstellung ist wohl zu viel gesagt; manche den wenigen Intimen bekannte Gemälde und Lithographien fehlten und unter den Plakaten das schönste, die unvergleichliche *Reine de Joie*. Immerhin zeigten die zweihundert ausgestellten Sachen ein Werk, das man nie wieder sehen wird, einen ganz großen Künstler, an dem Paris vielleicht Den verloren, der es am Intensesten geliebt und gehaßt, am Genauisten gekannt hat. Das Staatsstück der Ausstellung, die in den Haupträumen Durand-Ruels stattfand, war eine Tanzszene: *Au moulin rouge*. Das Bild hing bis dahin versteckt in diesem Musentempel. Der geschäftige Besitzer des Moulin wird sich ins Fäustchen lachen und, statt das Gemälde aus Pietät zu bewahren, wohl die Hauffe benutzen. Und doch ist vielleicht das Bedeutendste an seinem Moulin, daß ihn und wie ihn Lautrec gemalt hat. Er malte ihn etwa so, wie gefühlvolle deutsche Maler eine deutsche Ruine malen: mit Seele. Was den deutschen, von angenehmen Erwartungen geschwängerten Spießer nur enttäuscht, wenn er den Eingang unter dem rothen Rad durchschritten hat — „Jott, mehr nich?“ —, das Milieu, das sich unter Banalitäten, Häßlichkeiten, unter Gemeinheit und Dummheit versteckt: Das malte Lautrec. Seine ganze Kunst ist eine Geste, wie es nur Geste sind, die er im Leben sah; aber sie sind so stark wie Handzeichnungen von Michelangelo und über dem Schmutz ihrer Ereignisse lebt eine Größe, die Häßlich und Schön nicht mehr kennt.

Es wäre sehr lächerlich, in Lautrec einen keuschen Jüngling zu sehen, und es wäre brutaler als Alles, was er gemacht hat, wollte man ihn einen guten Kerl nennen; er war auch nicht der kühle Beobachter, der nur des Registrirens wegen in die Rothe Mühle ging oder sich Monate lang in gewisse Pensionen einmietete, die besseren Familien nicht zu empfehlen sind. Er fand die Befriedigung seiner stärksten Triebe in der Kunst. Das giebt seinem Werk das Satanisch-Animalische, das so stark nackt ist, daß man bei Durand-Ruel vor dieser Rotte toller Weiber fast erschauerte. Die Prostitution aller Art, wie er sie gesehen, hat etwas Säkulares; es ist ein ganzer Kosmos von Unkeuschheit, mit eigenem Licht, eigener Lust, eigenen Menschen. *Jolas* und *Balzacs* menschliche Komödie sind im Vergleich dazu romanhafteste Phantasien. Hier ist Leben. Das Leben daran ist auch die Kunst. Eine große Groteske, vielleicht die einzige, die in unseren Zonen noch natürlich ist, die wir brauchen, um nicht ganz im Bratenrock aufzugehen, die ersprießlich ist, selbst dem Spießer, dem sie das Laster vergraut. Als vor ein paar-Jahren, gerade vor der großen Ausstellung, die Folies-Bergère

hier die spanischen Tänze brachten, da gab es ähnliche Freuden wie bei Lautrec; bei den Rückenmarktänzen dieser halberwachsenen Burschen mußte ich an den verkümmerten Cancan des zotteligen Vortänzers im Moulin denken, der die Gesien sozusagen nur stottert. Die Spanier haben Tradition in ihrem Milieu. Lautrec hat gesammelt, was in Paris an ähnlichen Elementen vorhanden ist. Nichts Geschlossenes, Abgerundetes; jene Frauen sind nicht lediglich Typ: es ist die Typverdung, das sich als Masse Aufdrängende, in dem die Individualität entartet; aber man erkennt noch originale Züge. Uebergangsmenschen, von denen man nicht weiß, ob das Frühere oder das Zukünftige schlimmer oder besser ist, die gerade in diesem Moment interessant sind. Und Lautrec selbst ist darin ihnen ähnlich: auch er ist interessant in dieser schwer definierbaren Uebergangssphase und er hätte, trotzdem er erst Achtunddreißig war, kaum noch Etwas hinzufügen können. Eine grandiose Skizze, die nie ein fertiges Gemälde geben konnte, als unmittelbarer Persönlichkeitsreflex vielleicht der Genialste der Pariser seit fünfzig Jahren, intensiver selbst als Degas, der Einzige, den er in dem ihm möglichen Ernst maitre nannte und dem es nie gelungen ist, so sehr er sich quälte, so aufrichtig zu sein wie dieser Blagueur. Lautrec ist die Beleuchtung, die ein langzügelnder Blix in den Tanzsaal wirft. Man kann solche Effekte nur Sekunden lang ertragen; sie graben sich mit einer Vehemenz ein, die einen Augenblick jeden Pulsschlag hemmt. Die Gesichter sind wie versteinert, die Bewegungen verzerrt, das Licht der Lampen scheint verglast, jeden Augenblick muß der Saal brennen, — und in der Mitte tanzt die Bende oder die Boule in fast feierlichem Rhythmus ihren letzten Cancan.

Das Psychische in Lautrec schmeckt bitter nach Decadence. Etwas von dem erschlafften Paris ist in ihm; man ahnt in ihm einen der letzten Zeugen der großen noce, die zu Ende geht und sich kurz vorher noch einmal besonders grell geberdet. Es war sicher eine tiefe Tragik, die ihn dazu bestimmte; die Wehlage des Menschen, der gern schön gewesen wäre und durch ein Unglück in früher Jugend zur zwerghaften Verkrüppelung verdammt war. Er war bei den tollsten Ausschweifungen altjüngferlich für seine Körperpflege bedacht, träumte von Sport, fuhr zu den Rennen nach England und sprach davon, als ob er mitreiten sollte. Vielleicht hat diese Ironie sein Genie gerettet; er war bei aller Modernität noch Einer der alten Kunstschule, ein Impressionist in ganz anderem Sinn als die Schule Monets und Seurats, ein Schicksalsimpressionist, der in eine vollendet objektive Form die stärkste Subjektivität bannte. Er hat nie mit seinen Frauen geweint, sondern ist stets der geistvolle Spötter geblieben, auch zuletzt, als er nicht mehr gehen konnte und mir einmal sagte, die Darnen seien darauf eingerichtet, ihm den Whisky in den Wagen zu bringen . . .

Seine allerbesten und allerletzten Sachen, die er im Süden Frankreichs gemalt hat, waren nicht ausgestellt. Es sind Portraits, in denen er einen kurzen Augenblick die Größe der größten Spanier erreicht, von verblüffend ruhiger Technik und monumentaler Haltung. Sonst war er unset und flüchtig in seiner Maltechnik wie eine echte Grifette. Nur den Schmiß hat jeder Strich, den er gemacht hat; seine Zeichnung ist immer eminent, von ganz alleinstehender Distinktion; wie es Menschen giebt, die trotz allem Elend immer gut angezogen aussehen, so war er als Zeichner stets Gentleman. Er ist oft nicht nüchtern bei der Arbeit gewesen, hat aber nie das Bewußtsein verloren.

Das war das Hauptereigniß der Saison. Daneben gab es für die Amateurs ein feines Fressen bei Ding in dem Ausverkauf der Sachen Hayashi, eines der erlauchtesten Japanhändlers — und natürlich Sammlers — von Paris, der die schönsten Lade besaß, die je in Paris unter den Hammer gekommen sind und dessen Handzeichnungen- und Holzschnittsammlung wahre Perlen aller großen japanischen Meister, namentlich der älteren Schule, enthielt. Es gab da Blumenstücke von Hokusai — der überhaupt prachtvoll vertreten war — von einer Sastigkeit und Frische, wie man sie nur an Komets Stilleben kennt, bei denen es schier unbegreiflich scheint, wie die Technik dieses fast zuckende Leben in der Farbe zu geben vermag. Da waren Drucke zu sehen, von denen man glauben konnte, sie seien gleich nach dem Abzug in einen Kasten gelegt und erst zur Versteigerung von Hayashi wieder herausgenommen worden. Darauf kommt es oberflächlichen Leuten nicht an. Der Antiquitätentrödel hat es mit sich gebracht, daß man bei Japandrukken die verblassten — um nicht zu sagen: verdorbenen — besonders schön findet, gerade wie man an den Fresken Botticellis am Meisten in der Regel das malerisch Ausgebliehene liebt, dem wir die dünne Libertypalette und manches Andere verdanken. Es ist ein Verbrechen wider die Natur. Dieser abgeblaßte Eindruck kann auch von einem präraffaelitischen Thumann oder Bodenhausen erzielt werden; die Malerei, die erst Schimmel ansetzen muß, um Ton zu bekommen, ist keinen Schuß Pulver werth. Der Ton aber an einem vollendeten, frischen Hokusai oder so einem Harunobu, wie das berühmte Paar unter dem Regenschirm im Schnee, ein göttliches Blatt; die Blütenfrische, die nach Millionteln abgewogen zu sein scheint, an einem Korusai, die Pracht der Farben des Hintergrundes an einem Schauspielerblatt Sharakus oder die fast in Linien schwebende Koloristik der Portraits von Shunzei: Das sind unsterbliche Schönheiten, die ein Hauch zerstört und die nur alle Jahre oder Jahrhunderte von erwähnten Augen betrachtet werden dürfen. Was hat Lautre, was hat Degas, was haben die Größten aus diesen Blättern gezogen! Und wie viel haben sie noch drin gelassen!

Neben dieser überlieferten Kunst gab es japanische Zwergbäume. Die

Japaner vermögen Sensationen zu verbinden, die für uns unvereinbar sind: darin liegt wohl ihr größter Reiz für sehnsüchtige Leute; diese Bäume vereinen Ehrwürdigkeit mit kindlicher Säge; es giebt nichts Niedlicheres als diese Zwerge, die heute in Paris in einem modernen Kunstladen ihr tiefes Grün ausstrahlen und gefät wurden, als der große Primitivo Rossanoban seine ersten Schwarz-Weißhyllen in das Holz schnitt. . .

Bing rührt sich. Nach den Japanern brachte er Signac mit seinen Lichtbildern. Es war für zarte Nerven eine Douche, aber keine unerfreuliche. Diese Farbenkunst ist nicht das Genialste unseres alten Erdtheils, aber sicher das Gesündeste und der Kontrast ihrer Wirkungen und der japanischen Sensationen weniger intensiv als die Gegensätze zwischen europäischen Richtungen. Signac hatte vorher mit seinen Freunden bei den Indépendants ausgestellt, die gewöhnlich den Kunstfrühling in Paris eröffnen. Die Neoimpressionisten auf der einen Seite, Vuillard, Bonnard, Vallotton, Guórin, Denis, Roussel auf der anderen bildeten die Haupttreffer zwischen vielem talentvollen und anderen Volk. Sie sind heute wohl auch die Träger der französischen Kunst, seit die glorreiche Generation der Impressionisten sich rüftet, den Kampfplatz zu verlassen. Die Wiener Sezession will eine Ausstellung dieser Elemente veranstalten, der Impressionisten mit ihren Vorgängern und Nachfolgern. Kommt es dazu, dann wird zum ersten Mal ein großes Bild dieses riesigen Rassenwertes gegeben, das uns die einzige Malerei unserer Zeit geschenkt hat und über das der Fremde in Paris, der immer noch an die „Salons“ glaubt, selbst sich so schwer Rechenschaft zu geben vermag. Ich möchte bei dieser Gelegenheit wenigstens mit einem Wort das bei Flouxy erschienene Buch des alten Duret über Manet erwähnen, des größten Helden dieser Epoche, dessen Schaffen in dem reich illustrierten Werk endlich dokumentarisch festgelegt ist.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



Goldminen.

Aus unseren Jugendtagen ist der Goldgräber uns eine vertraute Gestalt. Seit der Zeit aber, da unser Kinderwagen Indianergeschichten ohne Beschwerde verdauen konnte, hat sich die Thätigkeit des Goldgräbers wesentlich verändert. An den Ufern des Sacramento sahen früher Schaaren abenteuernder Gesellen aus aller Herren Ländern und wuschen den Flußsand oder gruben nach Schätzen, wie es, mit geringerem Ertrag, ihre Vorfahren einst in mittelalterlich abergläubiger

Beschränktheit gethan hatten. Daneben freilich gab es in den alten Kulturländern einen verständig eingerichteten Goldbergbau, den schon Rom's Caesaren auf ihre Weise gefördert hatten. Jetzt ist auch in der Goldgräberei der Einzelne längst von der Aktiengesellschaft abgelöst worden. Wo man früher, um Alluvialgold zu finden und zu reinigen, mit Hacke, Spaten und roß gefügtem Sieb auskam, steigt man heute durch sorgsam angelegte Schächte ins Erdinnere und läßt, um Gestein und Metall zu trennen, von der modernsten Technik Hochstampfen in feinsten Ausführung herstellen. Amerika hat im Lauf dieser Entwicklung den Nimbus des Goldlandes eingebüßt. Südafrika ist an seine Stelle getreten. Und wir Jüngerer sind so gewöhnt, mit der südafrikanischen Goldproduktion zu rechnen und sie als Argument im Währungsstreit zu benutzen, daß wir gar nicht mehr bedenken, wie kurze Zeit uns dieser Segen erst quillt. Für Forscher und Märchenverfälscher, für große und kleine Kinder war Afrika freilich von je her das Goldland, das Ophir Salomos. Aber man achtete wenig darauf, weil die zur Bearbeitung nöthige Technik fehlte und weil man nicht ahnte, daß die Tiefe ganze Goldgesteinadern barg. Das weiß man erst seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten. Die Entdeckung der südafrikanischen Goldreefs lehrt, auf wie seltsamen Wegen Einer zum Kulturpionier werden kann. Fortunas Gunst lächelte einem Sechzigjährigen, dem vorher in der Heimath und überall, wo er sein Glück versucht hatte, das Geschick unhold gewesen war. Dieses Mißgeschick folgte ihm auch in die Capkolonie. Wo der greise Bergingenieur nach Gold grub, fand er taubes Gestein. Die Lust zu weiteren Versuchen schwand; und mit leerem Beutel war ja auch nichts Bedeutsames zu leisten. Nur einen Dynamitrest hatte der Kernste noch. Deshalb sollte er ihn nicht eben so verbrauchen wie das frühere Material? Mit dumpfem Krach barst das Gestein; der oft Enttäuschte grub, halb automatisch, halb vielleicht in der Hoffnung, dem müden Leib das Grab zu öffnen, — da blinkte Goldglanz aus dem Quarz: eine mächtige Mine war geöffnet. Die Revolutionirung des Weib- und Ackerlandes, die schon durch die Diamantfunde eingeleitet worden war, ging nun rascher und in viel größerem Umfang vorwärts. Von der ersten, 1886 gegründeten Mine bis zu den heutigen Riesengesellschaften war der Weg kapitalistischer und technischer Entwicklung beinahe eben so weit wie vorher von Bret Hartes Goldwäschern bis zu dem mit Dynamit arbeitenden Bergingenieur. In hellen Haufen eilten die nach Gold oder Abenteuern Küsternen nach Südafrika und bald hallte das Transvaal, das sonst in Friedenszeit nur den Knall der Jagdflinten gehört hatte, vom Krachen der Explosivstoffe wider. Da erschien ein neuer, wilberer Jäger auf dem Plan: das Großkapital.

Als Stützpunkt der Goldgräber wuchs Johannesburg aus der Erde. Und mit der Stadt entstand die Börse. Die Aktien der Shebamine wurden zum Gegenstand hitzigen Spieles. Auch andere Goldshares wurden allmählich in Johannesburg und London eingeführt; der Einpundsshare erleichterte die Verbreitung. Jeder wollte mitspielen und das Ende war der Krach, der die Aktien zu Spottpreisen den Großen in den Schoß warf. Damals häuften den Rhodes, Beit, Barnato und vielen Andern sich die Riesenvermögen. Das Großkapital brachte modernste Technik, aber auch modernsten Finanzschwindel nach Südafrika. Jahre lang wurden die Minen nun ausgebaut; wichtig war besonders, daß die Deep Levels gefunden wurden, zu denen man durch tiefe Schächte hinabsteigen

mußte. Das Gutachten des englischen Bergingenieurs Hamilton Smith und das bald darauf von unserer Bergbehörde entsandten Bergrathes Schmeißer verbreiteten die Kunde von den ungeheuren Schätzen, die da unten zu heben waren. Nicht so schnell, wie man eigentlich erwarten durfte, kam die Wirkung. Die Menschheit schien sich erst besinnen, den Glauben an das Unerhörte lernen zu wollen. Dann aber brach der Sturm los; zuerst in Paris, dann auch in Deutschland. Das Jahr 1894 führte die Bewegung auf den Höhepunkt. In Paris, wo Barnato und sein Sozjus Wolf Joel Hof hielten, entstand ein Taumel, wie er selbst in den historischen Kaufsperioden dieses Marktes kaum erlebt worden war. Die relativ kurze Lebensdauer der einzelnen Goldbäcker und die daraus sich ergebende Verwässerung des Grundkapitals: das Alles erzog man nicht mehr. Man kapitalisirte mit sechs Prozent; wer sich diesem Leichtsinne entgegenstemmte, ward ein Narr gescholten. Und nicht etwa nur kleine Leute, nein: auch die Haute Finances lebte in solchen Wahnvorstellungen und die londoner Firmen konnten den Weltbedarf an Shares zu manchen Zeiten gar nicht befriedigen. Im Herbst des Jahres 1895 kam dann der Krach, der kommen mußte. Aber-tausende verloren ihren ganzen Besitz. Als die Kurse ins Wanken geriethen, hoffte man, den Rückgang noch aufhalten und das Schlimmste vermeiden zu können. Barnato besonders kaufte, was zu kaufen war, wurde als Held gefeiert und opferte diesen Interventionen einen wesentlichen Theil seines Vermögens.

Auch in Deutschland hatte das Fieber gewüthet. Die Dresdener Bank gründete, um auch mit dabei zu sein, schnell noch die General Mining Company, die zu Riesenspreisen die Werthe der verwegenen Spekulanten Gebrüder Albu aufnahm. Auch die Deutsche Bank — es genügt, den Namen Goerz zu nennen — interessirte sich via Siemens für die Goldfelder; und dieses Interesse zweier großen Banken war wohl der Hauptgrund, der in den letzten Jahren unsere Kapitalisten bestimmte, sich wieder stärker in Kaffernwerthen zu engagiren. Der Gesundungsprozeß, den die Minen nach der Krisis durchmachten, als sie vom Raubbau zu verständiger Produktion übergingen, wurde durch den Transvaalkrieg und Alles, was ihm seit Jamesons Einfall vorherging, jäh unterbrochen. Die ersten Unruhen hielten die Kurse zurück. Der Krieg aber wirkte eher stimulierend. Er wurde ja nicht der — vorgeschobenen — politischen Ausländerrechte wegen geführt, sondern, weil man die Minen von der antikapitalistischen Bevormundung durch die rückständige Burenverwaltung befreien wollte. Zunächst glaubte man, der Krieg werde schnell zu Ende sein und die englische Herrschaft dann paradisißche Zustände bringen. Inter arma stiegen die Kurse. Wieder spielte dabei Paris eine Hauptrolle. Der Krieg zog sich zwar in die Länge; eines Tages aber mußte ja Friede werden. Hinzukam noch, daß in allen Ländern die Hochkonjunktur abzuklingen begann; für Südafrika war ihr Beginn erst zu erwarten. Kein Wunder also, daß die Menge gierig nach Minenshares griff.

In Deutschland hatten verschiedene Umstände den Boden besonders gut vorbereitet. Die Jahre lang dauernde Vethargie der deutschen Börsen, die beständige Furcht vor inneren Krisen stachelten die Lust zu Anlagen in Goldminenwerthen und in den durch Börsengesetz und Krisis brotlos gewordenen Maklern und Bankiers erwuchs den englischen Minenjobbern ein Heer eben so intelligenter wie profitstüchtiger Werber. Schon öfter sprach ich hier von der zunehmenden Zahl der Remisiers.

Aber auch für die kleinen Bankiers, die ihr mühevolltes Geschäft im Inland weiterführten, waren Aufträge in Minenaktien wahre Leckerbissen; die Konkurrenz der Großbanken hatte die Provisionsätze für Börsenaufträge in deutschen Papieren ja auf einen kaum erträglichen Tiefstand herabgedrückt. In dieser Stimmung konnten dem deutschen Publikum große Posten Shares verkauft werden. Zum Theil auf Prämien; doch auch der feste Besitz ist nicht gering zu schätzen.

Dem londoner Kaffercircus scheint nun eine neue Krisis zu nahen. All die kleinen Leute, die namentlich die Hoffnung auf den Friedensschluß zum Kauf gedrängt hatte, fangen nach und nach zu zweifeln an. Man überlegt jetzt, daß viel Zeit, Arbeit und Kapital nöthig sein wird, um den Minenbetrieb wieder in ertragreichen Gang zu bringen. Die schwarzen Arbeiter — auf diese Schwierigkeit wurde in der „Zukunft“ schon vor Jahresfrist hingewiesen — sind einstweilen nicht wieder in die Minen zurückzulocken, aus denen der Krieg sie vertrieben hat. Die allmählich, auch durch den Aufschub der Krönigskrönung entstandene Ungebuld der Kleinen ist aber beim heutigen Kurs nicht ungefährlich. In der folgenden Tabelle findet man die wichtigsten Minenwerthe mit den höchsten und niedrigsten Kursen der drei Jahre vor dem Krieg; zum Vergleich stehen die heutigen daneben. Die große Differenz bei Randmines ist dadurch zu erklären, daß im November 1901 die frühere Einpfund-aktie in vier Aktien zu je fünf Shilling zerlegt worden ist. Der jetzige Kurs von $11\frac{1}{2}$ bedeutet in Wirklichkeit also $47\frac{1}{2}$ für die alte Aktie.

	Höchster Kurs 1896—1899	Niedrigster Kurs 1896—1899	Kurs am 10. Juli 1902
Chartered	$1\frac{3}{16}$	$0\frac{1}{8}$	$3\frac{3}{8}$
East Rand	$8\frac{7}{8}$	$1\frac{7}{16}$	$8\frac{7}{8}$
Goldfields	14	$3\frac{3}{8}$	$8\frac{11}{16}$
Randmines	$45\frac{1}{16}$	$15\frac{3}{8}$	$11\frac{7}{8}$
Crown Reef	20	$8\frac{3}{8}$	18
Geldenhuis	$8\frac{7}{8}$	$2\frac{1}{8}$	$7\frac{1}{8}$
Langlaagte	$6\frac{9}{16}$	$2\frac{5}{8}$	4
Deyer & Hartton	$6\frac{7}{8}$	$3\frac{3}{4}$	6
Robbersonfontein	$13\frac{1}{4}$	$1\frac{1}{8}$	$11\frac{3}{4}$
Randfontein	$4\frac{1}{8}$	$1\frac{1}{16}$	$3\frac{7}{16}$
Rose Deep	$11\frac{3}{8}$	2	$9\frac{7}{8}$
Sheba	$2\frac{7}{8}$	$1\frac{1}{4}$	$1\frac{5}{16}$
Geduld	$4\frac{3}{8}$	$2\frac{5}{8}$	$7\frac{7}{8}$

Die Tabelle zeigt, daß die kühnsten Zukunftshoffnungen in der Kurshöhe bereits escomptirt sind. Der leiseste Stoß kann das steile Gebäude stürzen. Daß man in London an einen Krach nicht glauben will, ist begreiflich. Wie 1895 möchte man auch jetzt wieder mit Interventionen die Menge des angebotenen Materials vermindern. Nicht Jeder aber ist ein Barnato, der an solchen Plan Risiken setzen kann und toll lähm genug ist, das Spiel zu wagen. Plutus.



Notizbuch.

Seit sechs Monaten schwebte auf aller öffentlich meinenten Briten Lippe die lange Frage, ob der Krönungstag die Friedenspost bringen werde. Den Frieden haben sie; ihr Edward aber ist noch ungekrönt. Sicher, nicht mehr Gegenstand zweifelnder Frage war längst, daß gleich nach der Krönung Robert Cecil Marquis von Salisbury zurücktreten werde. Auch in diesem Punkt kam es anders, als man erwartet hatte. Die Krönung ist aufgeschoben und Salisbury ist aus dem Amt geschieden. Es ging nicht mehr. Der Zweundsiebenzigjährige war senil geworden; er schlief ein, während Botschafter im Namen ihrer Monarchen zu ihm sprachen, und athmete auf, wenn er aus London nach Hatfield Lodge oder Beaulieu flüchten konnte. Ein großer Name und eine ansehnliche Lebensleistung entschwindet da dem Blick. Robert Cecil war ein jüngerer Sohn und hat sein Schifflein tapfer durch alle Fährlichkeiten gesteuert, die arme Edelmanschaft umdränen; er hat sogar für Zeitungen geschrieben und seine Artikel sollen lesbar gewesen sein. Dem Politiker halfen common sense, Temperament und Tradition vorwärts. Er hatte die gute alte Manier englischer Staatsmannskunst, sah die Vorgänge nichtern, ohne Ungebuld, blieb bis an die Siebenzig, wenn es sein mußte, zu schnellern Entschluß fähig und gebot, in einem Lande, wo beinahe jeder elero ein gemachter Redner ist, aber eine angenehme Rhetorengabe; er hatte Humor — ein Zeichen, daß er die Distanz zu sich selbst nie verlor — und wußte die Stroh- waffe der Ironie wirksam zu brauchen, ohne allzu tief zu verwunden. Keine weithin glänzende Gestalt; aber ein sehr gebildeter, erfahrener, in seinem Geschäft tüchtiger Mann. Und Einer, der Glück gehabt hat. Nicht am Anfang seines Weges schon, den sein Name und der hohe Rang des Vaters — James Cecil war unter Derby Groß- siegelbewahrer und Präsident des Geheimen Rathes — ihm erleichterte. Auf dem Berliner Kongreß zeigte er sich als behenden und zähen Diplomaten, konnte neben D'Israeli aber nicht so hervortreten wie Schuwalow neben Gortschakow. Spät erst, am Abend seines Lebens, brachte er reiche Ernte in die Scheuer. Während er regierte, wurde der Sudan, wurden die Burenstaaten dem Empire einverleibt. Er hat nicht viel dazu gethan; aber die Eroberung Afrikas bleibt an seinen Namen geknüpft. Vielleicht hatte die Erinnerung an dürftige Jugendtage ihn armen Verwandten mit- leidig gestimmt. Er zog als Greis die Nepoten ruhigen Muthes zu sich auf die Höhe; und diese Sucht, die liebe Familie im Staatsdienst unterzubringen, fiel so auf, daß der Gassenwis, wie hier schon erwähnt wurde, das letzte Ministerium Salisbury das Hotel Cecil Limited taufte. Sein Nefse, der ihn als Premierminister jetzt abgelöst hat, bedurfte freilich der Gunst des Onkels nicht, um auf die Spitze der Pyramide zu kommen. Arthur James Balfour — die Leser der „Zukunft“ kennen ihn aus manchem politischen, ökonomischen, philosophischen Beitrag — hätte in jedem Lande die Blicke auf sich gelenkt. Er hat Fehler gemacht und wird vielleicht noch größere machen; aber er ist eine Persönlichkeit, nicht ein von der Hand in den Mund lebender Politiker, und hat eine Gesamtauffassung menschlicher Dinge, mit der man rechnen kann und die ihn von dem Versuch abhält, mit hohlem Phrasengebröhl die Kosten politischer Kämpfe zu bestreiten. Der Gedanke, die Leitung der Staats- geschäfte in der Hand eines wirklich gebildeten, nicht nur gefirmten Mannes zu wissen, muß sehr beruhigend sein. Als Balfours Benennung bekannt wurde, riefen thörichte Schreiber triumphirend: Also nicht Chamberlain! Natürlich hatte Cham-

berlain nicht einen Augenblick daran gedacht, jetzt Premierminister zu werden; er konnte, da er nicht zur konservativen Partei gehört, gar nicht daran denken. Er bleibt auch ohne den höchsten Titel der mächtigste und populärste Politiker des Inselreiches; und er wird sich mit Balfour leichter noch als mit Salisbury verständigen. Denn der Onkel war stöckkonservativ — freilich nicht im preussischen Sinn —, der Nann starren Beharrens auf dem festen Boden der Tradition; und der Nefte, der einst als Tory-Demokrat ins Unterhaus trat, ist zu modern, zu sehr Skeptiker und zu wenig Parteigeist, um am Alten, Hergebrachten zu kleben. Chamberlains Gebiet ist die internationale Reichspolitik; Balfour, der als Privatsekretär mit seinem Onkel auf dem Berliner Kongress war, hat sich hauptsächlich mit innerer Politik beschäftigt. Die Beiden können einander ergänzen und, wenn Balfour nicht bald müde wird und seine Bücher oder das Golfspiel dem Unterhausgejank vorzieht, gemeinsam, auch ohne Rosebery, die Reichspartei schaffen, deren Gründung Chamberlain schon vor fünfzehn Jahren, unter Churchills Beifall, empfahl, als er die Ohnmacht des durch Manchesterei und Homerule geschwächten Liberalismus erkannte. Daß die Umwandlung der alten Parteien fortan rascher vorwärts schreiten wird, scheint gewiß. Und daß dieses schnellere Tempo möglich wurde, wird man später wohl die wichtigste Folge des Tages nennen, an dem Salisbury sich zum Scheiden entschloß.

Und Eduard? Noch ist's nicht lange her, seit wir hörten, kein Aktenstück dürfe ihm vorgelegt, kein politisches Thema in seiner Krankenstube auch nur gestreift werden; streng sei ihm verboten, zu lesen oder gar zu diktieren. Das wurde offiziell gemeldet, trotzdem vorher zwei Depeschen mit des Königs Unterschrift an den Deutschen Kaiser abgegangen waren. Jetzt kommen bessere Krankenberichte; das Schreckwort Appendizitis ist verschwunden und nun erinnert man sich erst, daß es in den von den verantwortlichen Ärzten gezeichneten Bulletins nie angewandt worden war. Man hat die Sache sehr geschickt vertuscht und, ohne es ausdrücklich zu sagen, den Glauben geschaffen, der König leide an Wurmfortsatzgeschwüren. Nach den bekannt gewordenen Symptomen wird jetzt angenommen, daß es sich um Bubonen handelt, die man in diesem Fall nicht einmal in die Kategorie der „sympathischen“ einreihen könnte. Ist diese Diagnose richtig und wird der Körper des Königs nicht noch von anderen Uebeln zerstört, dann ist eine schnelle Wiederherstellung möglich. Der Arme bliebe dennoch zu bedauern. Wie ein Kind auf die Weihnacht, hatte er sich auf seine coronation gestreut. Und nun muß er froh sein, wenn er, wie ein mühsam hingefristeter Säugling die Nothtaufe, die traurige Nothkrönung erlebt, deren Ceremonial gleich nach der Operation seine Fieberträume mit bunten Kostümbildern füllt.

Aus dem Brief eines Deutsch-Amerikaners:

„Daß Berlin den Namen der Stadt der Intelligenz ohne jede ironische Nebenbedeutung verdient, beweist man dort nicht nur durch Das, was geschieht, sondern auch durch Das, was unterlassen wird. Zu diesen Unterlassungstugenden rechne ich, daß Berlin trotz dem imponirenden Rang, den die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt einnimmt, noch keine Weltausstellung veranstaltet hat. Andere europäische Großstädte, wie London und Wien, haben das Experiment gemacht, aber mit so wenig Glück, daß es seit vier oder mindestens drei Jahrzehnten nicht wiederholt wurde. Nur das unermüdete Paris fährt fort, die Welt alle elf Jahre zu einem großen

Zahrmart einzuladen; dort allein bringt die Sache Geld, da, abgesehen von dem Anziehungstalent der Pariser, die Stadt an sich ein Ausstellungsobjekt ist, das Jeder gern besichtigt, sogar mehrmals. An einem solchen Anziehungspunkt fehlt es Amerika ganz. Selbst New-York, trotz der oft behaupteten Rivalität Chicagos die einzige Weltstadt des Landes und zugleich dessen kommerzieller und finanzieller Mittelpunkt, ist Alles, nur keine Stadt des Vergnügens, hält sich übrigens, gerade wie Berlin, Flug von Weltausstellungsplänen zurück und überläßt solche Unternehmungen neidlos Städten zweiten und dritten Ranges: Philadelphia, Chicago, St. Louis. Wie kühl man dort der Weltausstellung in St. Louis gegenübersteht, beweisen die armjähigen 100 000 Dollars, die der Staat New York für seine Bethheiligung aussetzte, nachdem zuerst nur 50 000 Dollars bewilligt werden sollten. Man wird sich gefragt haben: St. Louis und eine Weltausstellung? Welche Großmannsucht!

In der That muß zugegeben werden, daß St. Louis sich an eine Aufgabe gewagt hat, die in drastischem Mißverhältniß zu seinen Kräften steht. Die Stadt hat zwar 600 000 Einwohner, großstädtisch in ihrer Erscheinung und ihren Einrichtungen ist sie aber durchaus nicht. Die mangelhafte Straßenbezeichnung (an nur einer der vier Ecken bei jeder Kreuzung), die ungenügende Beleuchtung, Pflasterung und Reinhaltung der Straßen, das schmutzige Trinkwasser, die dürftigen Hotelvorkehrungen fallen jedem Fremden auf. Der Mayor von Chicago, der vor einigen Wochen auf der Durchreise einen Tag in St. Louis verweilte und im größten Hotel der Stadt kein freies Zimmer fand, fragte unter Hinweis auf die in Chicago gemachten Erfahrungen verwundert, wo man die 300 000 Fremden unterbringen wolle, die in St. Louis unter Umständen an einem Tage während der Weltausstellung zusammenströmen mögen. Zwar sind neue Hotels projektirt und einige werden auch wohl gebaut werden, aber schwerlich mehr, als die Stadt in normalen Zeiten eristenzfähig erhalten kann. Niemand wird Lust verspüren, große Kapitalien festzulegen, deren Verzinsung nach einem halben Jahre stockt. Die Beherbergung von 300 000 Fremden, die einer Stadt von anderthalb oder zwei Millionen Einwohnern keine Schwierigkeiten bereitet, grenzt in einer Stadt von 600 000 Einwohner eben an das Unmögliche.

Die Ausstellung, als hundertjährige Jubiläumsfeier der Erwerbung Louisianas durch die Vereinigten Staaten zuerst für 1903 festgesetzt, wurde bekanntlich vor Kurzem auf 1904 verschoben, nachdem seit Monaten öffentliches Geheimniß gewesen war, daß bei der Mangelhaftigkeit der Vorbereitungen der ursprüngliche Eröffnungstermin nicht eingehalten werden könne. Die Direktion der Ausstellung sträubte sich lange, Das einzugestehen, und würde am Liebsten die Verschiebung als einen Akt der Courtoisie gegen das ungenügend vorbereitete Ausland hingestellt haben, wenn ihr das Ausland den Gefallen gethan hätte, in diesem Sinne bei ihr vorstellig zu werden. Aber dort rührte sich Niemand; und so mußte man schließlich selbst die Initiative ergreifen. Wie sehr man bestrebt war, den Schein, als ob mit der Ausstellung Alles im besten Zuge sei, namentlich dem Ausland gegenüber zu wahren, geht unter Anderem daraus hervor, daß man den Besuch des Ausstellungsplatzes auf das Programm für den Empfang des Prinzen Heinrich setzte. Der Verlegenheit, dem Prinzen zeigen zu müssen, daß nichts da war, entzog man sich dann durch Verlängerung des Frühstückes, nach dessen Beendigung die Fahrt nach dem Ausstellungsplatz nicht mehr allzu weit ausgedehnt zu werden brauchte, weil der Prinz

abreisen mußte. Damals waren noch nicht einmal alle Bäume verpflanzt, die den für die Ausstellung zu errichtenden Gebäuden weichen mußten. Außer Grundaushebungen und einem Zaun war auch im Juni noch nicht viel zu sehen. Bei dem langsamen Tempo der Arbeiten soll es mich gar nicht wundern, wenn bis zum nächsten Frühjahr sich die Nothwendigkeit ergiebt, die Ausstellung für ein weiteres Jahr, also auf 1905, zu vertagen. An einem plausiblem Vertagungsgrund wird es dann nicht fehlen. 1904 ist ein Präsidentenwahljahr. Solche Jahre sind wegen der politischen Unsicherheit nach alter Erfahrung schlechte Geschäftsjahre in den Vereinigten Staaten, besonders, wenn eine der beiden großen Parteien so umstürzende Dinge auf ihr Programm setzt wie Freiprägung des Silbers. Ein schlechtes Geschäftsjahr aber bedeutet ein schlechtes Ausstellungsjahr, da Geldknappheit Besichtigung und Besuch aus dem Inland beeinträchtigen muß. Besichtigung und Besuch aus dem Ausland werden ohnehin nicht überwältigend groß ausfallen. Die Besichtigung nicht, weil es keinen greifbaren Nutzen bietet, in einem Lande auszustellen, das die Einfuhr fremder Erzeugnisse durch hohe Schutzzölle erschwert. Der Besuch nicht, weil eine Reise nach Amerika lange dauert und kostspielig ist. Der Amerikaner, der sich amüsiren will, geht, wenn er Zeit und Geld hat, nach Europa; warum sollte der Europäer da das Vergnügen suchen, wo es nicht einmal der Eingeborene findet? Wie und wo soll in St. Louis der Fremde, der sich den Tag über in der Ausstellung abgerackert hat, den Abend zubringen? Sommerlicher Theaterbesuch, selbst wenn die Theater gut wären, ist nicht zu empfehlen in einer Stadt, wo schon an einem der ersten Waitage dieses Jahres das Fahrenheit-Thermometer 91 Grad (etwas über 26 Grad Réaumur) zeigte. Die Besichtigung wird noch durch zwei andere Bedenken ungünstig beeinflusst werden. In Chicago erlitten fremde Aussteller empfindliche Verluste durch Brandschaden; und die Besorgniß, daß Aehnliches sich in St. Louis wiederhole, mag Manche abhalten, auszustellen. Jedenfalls werden Deutsche gut thun, der Ausstellung keine werthvollen Objekte anzuvertrauen, bevor sie gegen Feuergefahr absolut gesichert sind, am Besten durch Garantie der Bundesregierung, die für die Gesamtheit der deutschen Aussteller auf diplomatischem Wege zu erlangen sein dürfte. Das zweite Bedenken bezieht sich auf die Prämierung. In Chicago war die Jury nicht unparteiisch; wird sie es in St. Louis sein? Internationale Höflichkeit gehört im Allgemeinen nicht zu den Tugenden des Amerikaners, jetzt noch weniger als früher, denn der leicht errungene Sieg über Spanien hat das nationale Selbstgefühl sehr geschwellt. Wenn eine ganz oder der Mehrtheil nach aus Amerikanern bestehende Jury, zum Beispiel, von Maschinen ähnlicher Bestimmung zwei preiswürdig findet, die eine amerikanischer, die andere ausländischer Provenienz, die ausländische aber die bessere ist, so ist Jehtu gegen Eins zu wetten, daß sie die goldene Medaille dem einheimischen, die silberne dem fremden Produkt zuspricht.

Zur Unterstützung der Weltausstellung giebt die Stadt St. Louis fünf Millionen Dollars 3¼ prozentiger Bonds aus, die von zwei Bankfirmen zum Parirwerth übernommen wurden, wahrscheinlich aber höher anzubringen gewesen wären, wenn man sie zu öffentlicher Subskription aufgelegt hätte. Die Größe dieser Anleihe beweist, daß es der Stadt mit der Förderung der Ausstellung Ernst ist. Fragt man, was sic dagegen eintauscht, so läßt sich erwidern, daß sie außer der Möglichkeit, durch die Eintrittsgelder der Ausstellung schadlos gehalten zu werden, Aussicht auf reichlichere Steuereingänge während der Ausstellung hat. Fragt man jedoch, was

die Stadt nicht als Municipalverwaltung, sondern als Vereinigung von 600 000 Individuen durch die Ausstellung gewinnt, so kann die Antwort nur ein Ahseljuden sein, wobei ich allerdings nicht an Häuserpekulanten und sonstige Glückswitter denke, auch nicht an Hotels, Transportgesellschaften und Tageszeitungen — sie alle finden schon jetzt ihre Rechnung bei der Sache und werden sie vermuthlich später noch besser finden —, wohl aber an die schlichte Masse der Bevölkerung. Die Ankündigung der Ausstellung lockte aus allen Theilen des Landes Arbeitslose in die Stadt, die jede lokale Arbeit, so weit sie nicht durch Trade-Unions geschützt war, entwertheten und während des letzten Winters große Ansprüche an die Armenpflege stellten. Die Hausmieten wuchsen ins Maßlose und zwangen zahlreiche Familien zum Umzug in entfernte Stadttheile. Auch sonst wurde und wird noch immer im Namen der Ausstellung so vielfach gesündigt, daß Jeder, der nicht ein Ahtelchen in dieser großen Lotterie mitspielt, sie von Herzen verwünscht. Wenn St. Louis schon im Brautstand mit der Ausstellung so wenig anziehend erscheint: wie wird es erst in der Ehe und nach der Scheidung, also während und nach der Ausstellung, dort aussehen?

Etwas dauernd Gutes mag die Ausstellung immerhin bewirken. Wie die Stadt jetzt einem inneren Reinigungsprozeß unterworfen wird — eine Anzahl ehrenwerther Stadtväter ward wegen Bestechlichkeit und anderer Untugenden vor das Strafgericht citirt —, so wird sie vielleicht auch den Ehrgeiz haben, eine äußerliche Reinigung vorzunehmen, um in den Augen der Gäste präsentabler zu werden. Ferner ist zu hoffen, daß sie Etwas für die Besserung des Bahnhofes thut. Das Gebäude an sich ist hübsch, kommt aber nicht zur Geltung, da es an einer nicht allzu breiten Straße steht und als Gegenüber recht armsüßige Häuser hat, in denen Keger wohnen. Das in St. Louis ohnehin stark vertretene farbige Element fällt nirgends mehr auf als da, so daß der ankommende Fremde sich nach Afrika verlegt fühlen könnte, namentlich, wenn die Sonne ein Uebriges thut. Diese Häuser sollte man abtragen und einen freien Platz mit hübschen Anlagen und einem monumentalen Brunnen schaffen, und zwar einem Brunnen, der keine Lehmbühne, sondern appetitliches Wasser spendet.“

Nachdem Herr Delcassé in der Kammer mit ironischer Tonfärbung erklärt hatte, das deutsch-italienische Bündniß werde, nach der feierlichen Versicherung des Ministers Prinetti, nie, unter keinen Umständen, zu einem feindlichen Akt gegen Frankreich führen, ist der König von Italien nach Peterhof gereist und hat beim Festmahl Worte zärtlicher Freundschaft mit dem Zaren gewechselt. Wer nun noch bezweifelt, daß die Erneuerung des Dreibundes ein weltgeschichtliches Ereigniß ist, Der sollte verurtheilt werden, bis an sein Lebensende Leitartikel lesen zu müssen.

Im vorigen Heft wurde ein Bruder des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen erwähnt. Es giebt noch einen. Und Dem kann selbst die Bosheit nichts Uebles nachsagen. Er ist Legation-Sekretär, Konsul der Dominikanischen Republik und von Venezuela mit dem Orden der Büste Bolivars geschmückt. Merkwürdig, welche Fülle diplomatischer Talente die Familie der Freiherrn von Richthofen vereint.

Die Thatfache, daß der Kaiser an der norwegischen Küste dreimal an einem Tage mit Herrn Waldeck-Rousseau zusammengewesen ist, wird in einzelnen Zeitungen zum politischen Ereigniß aufgebaut. Herr Waldeck sei zum Besuch auf die „Dohren-

zollern“ geladen worden; dann habe der Kaiser an Bord der Yacht des Chocolade-fabrikanten Menier, dessen Gast Waldeck ist, den Besuch erwidert und abends den früheren französischen Ministerpräsidenten vier Stunden lang bei sich gesehen. Das ist richtig. Nur waren mit Herrn und Frau Waldeck noch Herr und Fräulein Menier und andere Franzosen bei Tisch und man darf nicht annehmen, daß in solcher Gesellschaft Staatsgeheimnisse erörtert worden sind. Herr Waldeck ist heute ein erster pariser Anwalt, nicht mehr als bei uns die Herren Kleinholz, Kempner oder Staub; und es ist nicht gerade wunderbar, daß er sich der Gelegenheit freut, mit einem Kaiser diniren und plaudern zu können. Der Kaiser findet offenbar Vergnügen daran, Ausländern besondere Höflichkeit zu erweisen. Dem vom Bajallen Balkin pilotirten Herrn Vierpont Morgan und dessen Reisebegleitern hat er in Potsdam Hofratschen zur Verfügung gestellt; in Sanssouci fanden die Reisenden ein auf Befehl des Kaisers angerichtetes Frühstück und im berliner Museum stand, wiederum auf allerhöchsten Befehl, der Direktor bereit, um den illustren Gästen Führerdienste zu leisten. Das Heldenhertz Vierponts Morgan aber blieb ungerührt. Einen Interviewer fertigte er mit dem trockenen Wort ab: „Ja, den Kaiser sah ich; er gefällt mir.“ Und als er von der Spree an die Seine gelangt war, wo kein offizieller Mensch sich um ihn kümmerte, schenkte er dem pariser naturgeschichtlichen Museum eine sehr kostbare Sammlung aller in amerikanischer Erde gefundenen Edelsteine.

Die Bayern bekommen einen neuen Kultusminister. Der alte, Herr von Landmann, hatte würzburger Professoren beleidigt, weil sie einen Außerordentlichen Professor nicht nach seinem Wunsch zum Ordentlichen machen wollten. Die Professoren hatten zwar nicht ihr befordertes Amt, aber ihre Senatorenwürde niedergelegt und wurden darob den Göttinger Sieben verglichen. Der Unterschied ist nicht ganz gering. Denn die Göttinger opferten Gehalt und Lehramtsfähigkeit einer politischen Sache, dem Zorn über ein vom Landesherrn begangenes Unrecht, das sie persönlich nicht schädigte und um das sie sich ex professo gar nicht zu kümmern brauchten. Der würzburger Handel riecht ein Bischofen nach Klängelintrigue; und das gebrachte Opfer ging nicht über die Kraft eines in jedem Sinn Ordentlichen Professors. Einzelne. Um den Herrn von Landmann werden die Bayern nicht trauern. Er wäre zum Fall schon reif gewesen, als er in München vor ein paar Jahren auf einem Psychologenkongreß höchst unfluge Worte gegen den Determinismus sprach. Auch damals lauschten ihm viele Professoren; und sogar sehr berühmte waren darunter, die in der Beurtheilung menschlicher Willensfreiheit noch weit über Schopenhauer hinausgehen. Kein Einziger von ihnen aber hat gegen die Beleidigung protestirt, die der modernen Wissenschaft vom bayerischen Kultusminister zugesügt wurde.

Den Schaffnern der berliner Hochbahn soll vom Polizeipräsidenten befohlen worden sein, die Züge sofort halten zu lassen, wenn sie sehen, daß der Kaiser in seinem Wagen durch eine Straße fährt, über deren Niveau der Bahnstrang liegt. Hoffentlich ist den Leuten, die während der Gilsfahrt ihre ganze Aufmerksamkeit der Maschine und dem Gleis zuwenden müssen, auch einleuchtend erklärt worden, wie sie, ohne andere Pflicht zu versäumen, diesem Befehl prompt nachkommen können.